

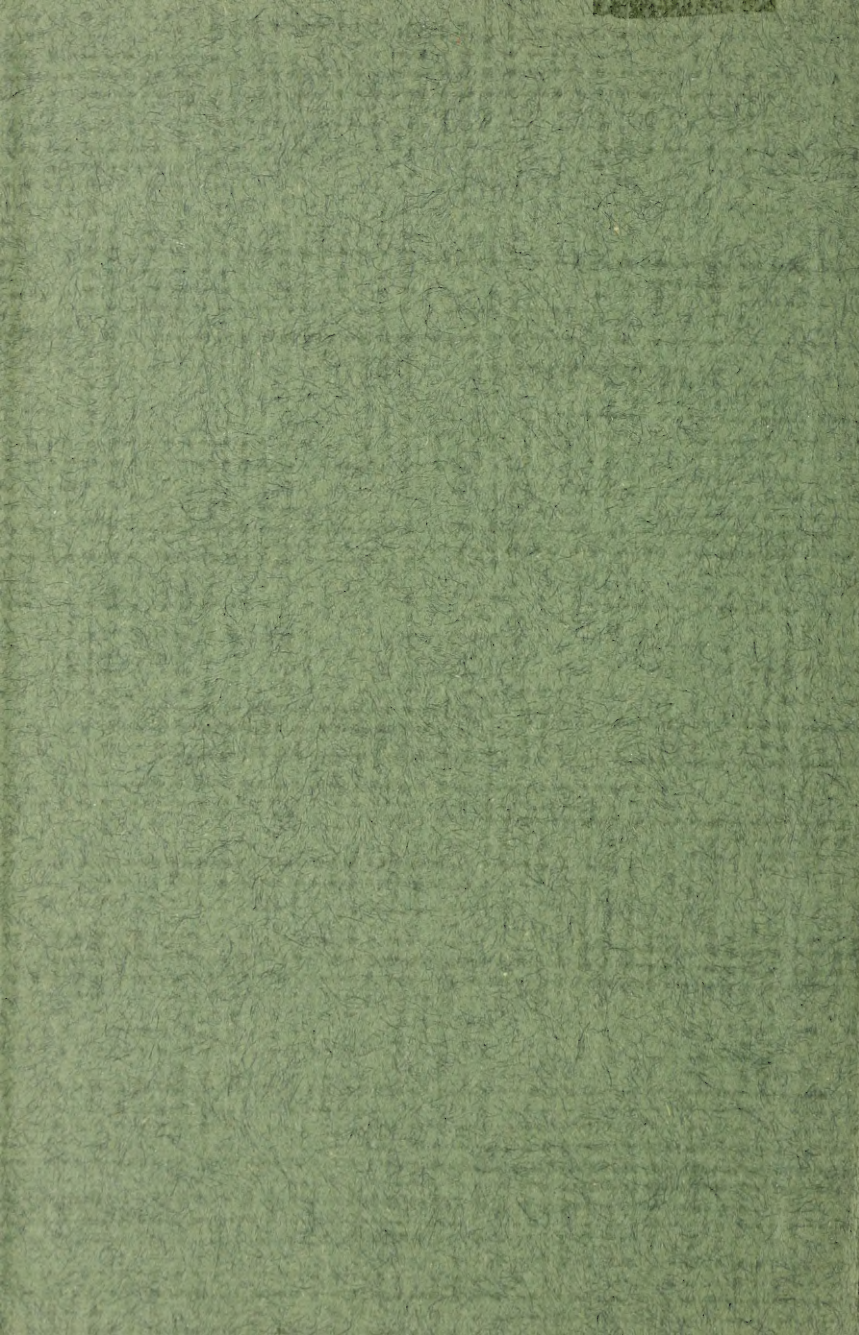


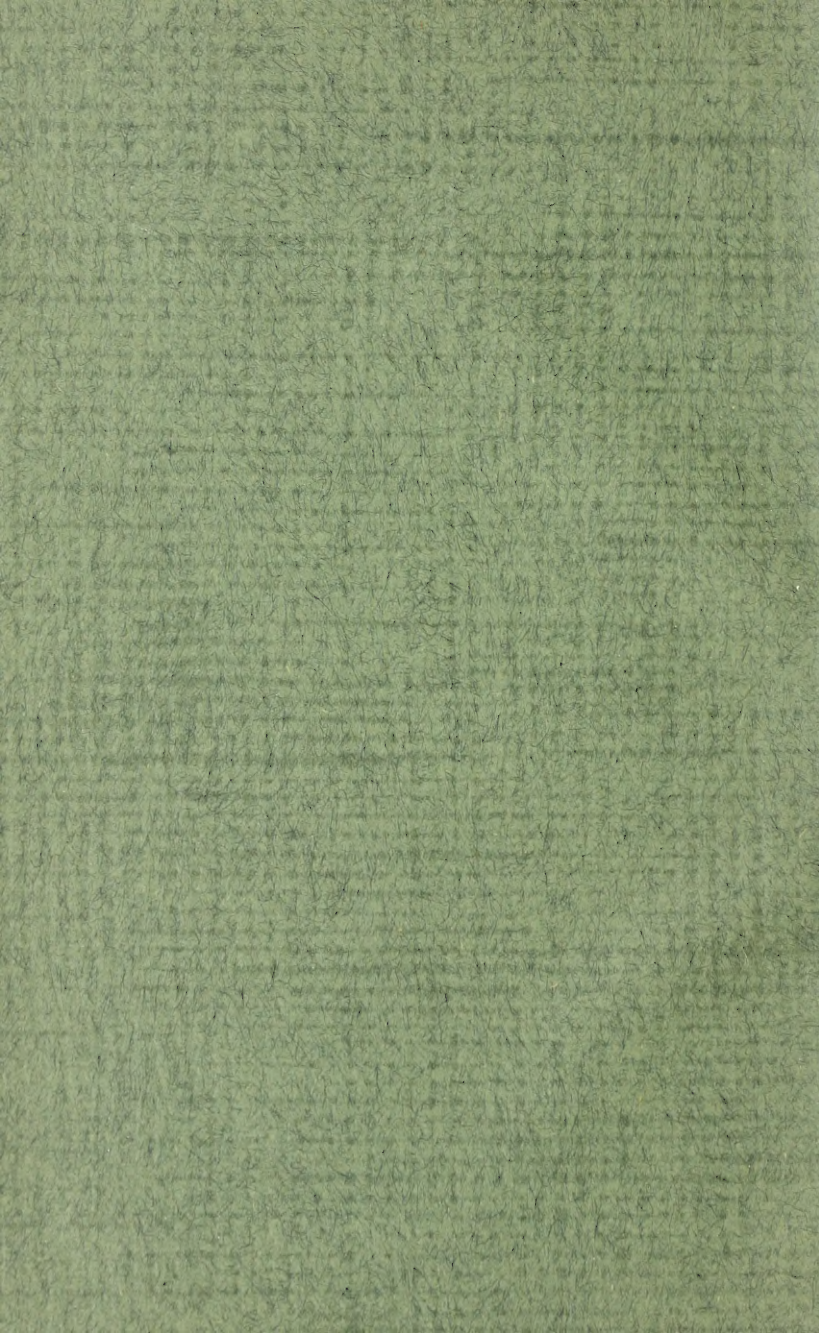
3 1761 03591 5982

Klein Michaelis

Rachel

ein Shetterroman





Handwritten scribbles in the top left corner, possibly including the letters 'M', 'K', and 'A'.



Rachel

Ein Ghetto-Roman

von

Karin Michaëlis

Deutsch von Mathilde Mann

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H.

Berlin W 30

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1910 by
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, G. m. b. H.,
Berlin W 30



Einleitung.



In der hellen Abendstunde saß Simon Zumaisohn am Fenster und verzehrte sein mit Knoblauch eingeriebenes Brot und aß saure, grüne Gurken dazu. Während er so da saß und zum Himmel hinaussah und kaute, und mit sich selber über die Geschäfte des Tages schwatzte, klang ein wirrer Lärm aus der großen, gemeinsamen Küche des Hauses zu ihm herauf, in der sich die Frauen beständig um die Kochtöpfe und um den Platz an dem offenen Feuerherd zankten.

Simon stopfte die Watte fester in seine Ohren hinein und wünschte aus tiefstem Herzen, daß alle diese Weibsbilder unter der Zucht und dem Willen eines Mannes stünden — er selbst aber wollte nicht gern dieser Mann sein. Er fürchtete sich sogar, ihnen nur auf der Treppe zu begegnen. Wenn eine von ihnen zu ihm kam und um ein altes Kleidungsstück oder ein elendes Stück Hausrat feilschte, ließ er sich gutwillig übers Ohr hauen, nur um sie loszuwerden. Alle Frauen glichen, so meinte er, unreinen Tieren,

selbst wenn sie zuweilen auch noch so schön von Angesicht waren.

Simon rechnete aus, daß es nur noch ein Tag bis zum Sabbath sei, wo er sich Kohlsuppe mit Graupen und gelben Wurzeln, eine höchst angenehme Speise, gönnte. Bei dem bloßen Gedanken daran bewegte er die Zunge in seinem Munde.

Sobald die Dunkelheit den Himmelsstreif zwischen den vorspringenden Giebeln überzog, ging Simon zu Bett. Dadurch sparte er an Licht. Aber die neun Kinder der Gabriele Mengs da unten in ihren schubfachähnlichen Kojen hörten nicht auf, herumzuspringen und zu brüllen, und fortwährend knarrte die Treppe.

Es währte lange, bis die gute Stille hereinbrach.

Simons Gedanken wurden langsam und sanft, er fühlte, wie sie dem Traume entgegenglitten, dem süßen Traume.

Jetzt ging der Mond auf und gewann die Oberhand über die Finsternis der engen Gasse. Er glitzerte wie Reif auf den Kleidern, die an langen Nägeln an der Wand entlang hingen. Der Schein kroch tastend über die bis an die Decke aufgestapelten Möbel und brach sich in den perlengrauen Metallstiften der großen Kronleuchter. Diese Kronen hatten jetzt seit vier Jahren auf einen Käufer gewartet, ach, was nützte es da, daß er selbst bei einer christlichen Witwe, die sich in Geldverlegenheit befand, zu einem Spottpreis dazu gelangt war!

Simon wurde sonderbar beklommen zu Mute.

Er lag da und weinte unter der Sternendecke, die ihm seine Mutter aus bunten, seidnen Flicken genäht hatte. Lag da und weinte über seine Hasenscharte, seine pfeifende Stimme und seinen Unstern, und es kam ihm so traurig zum Bewußtsein, wie jung er noch war.

Ganz im Geheimen hatte er ein schönes Bild auffertigen lassen und es an ein Heiratsbureau in Hamburg geschickt. In dem begleitenden Brief äußerte er, auf die Schönheit des Gesichts komme es gar nicht an, wenn ihre Gestalt nur dafür bürgte, das sie gesunde Kinder zur Welt bringen könne. In Hamburg, das wußte er, saßen Judenmädchen genug, die auf die Hilfe des Heiratsvermittlers warteten, aber er hatte auch gehört, daß einige von ihnen sehr schwächlich von Körperbau seien, und keine Mitgift konnte ihm die Schmach der Unfruchtbarkeit aufwiegen.

Da aber Simon sich nicht entschließen konnte, mit Geld um sich zu werfen, ehe das Ergebnis sicher war, und der Makler sein Wort als Pfand verlangte, ward nichts daraus — nicht einmal sein Bild bekam er zurück.

Oben in Kopenhagen saß ein Mädchen, eine entfernte Verwandte, und machte ihm ein Anerbieten durch ihren Bruder, aber ihr Gesicht war durch Lungenschlag entstellt.

Simon lag da und grämte sich. Er war doch

nicht garstiger als Bander Hieb und Samuel Melchior, die dralle Frauen und kräftige Kinder bekommen hatten — — aber die Stimme, die, wie die Leute sagten, gleich einem Zugwind durch die Hasenscharte pfiff, die war sein Unglück. Er hatte sich bemüht, die Zunge rund zu machen und den Schlund zu erweitern, um die Stimme dick zu machen, aber es half ihm nichts. Man lachte ihn aus, lachte ihm ins Gesicht hinein und hinter seinem Rücken, und nannte ihn einen Mauljuden, obwohl sein Vater wie auch seine Mutter von so reiner Rasse waren wie nur jemand im ganzen Lande.

Könnte er nur träumen . . . wie in jener Nacht, als er träumte, daß er zu Aaron Kizig gehen und ein Geschäft machen solle, und wirklich am nächsten Tage in Aarons Keller auf einen silbernen Becher stieß, der ihm als Zinn verkauft wurde. Aber Aaron hatte auch Schmerzen in seiner geschwollenen Wange, so daß er weder sehen noch nachdenken konnte . . .

. . . Oder einen jener lieblichen Träume von Kindern, die auf des Herrn Geheiß der Kraft seiner Kenden entsproßten und ihn Vater nannten . . .

Simon entschlummerte. Vor seinem Bett stand jemand und sagte zu ihm: „Morgen wirst du deinem Glücke begegnen, Simon Sumaisohn, gib aber recht Acht, daß du nicht blind daran vorübergehst!“ Und als sich Simon selbst im Traum erlaubte, daran zu zweifeln, entgegnete die Stimme: „Als Zeichen dafür,

daß ich die reine Wahrheit rede, will ich dir das linke Auge ausstechen!“

Im selben Augenblick erwachte Simon und fühlte einen bohrenden Schmerz im linken Auge.

Er war wie versteinert und wagte nicht einmal, die Hand ans Auge zu führen, bis er endlich entdeckte, daß der Schmerz — und wohl auch der ganze Traum — von dem grellen Schein eines Prismas stammte, der sein Auge getroffen hatte.

Das ganze Zimmer war wie überschneit von blau-weißem Mondlicht. Simon faltete seine Hände, hüllte sich in die Sternendecke und entsehlummerte wieder.

Aber am nächsten Morgen war er ganz dumm vor Verwirrung. Es rührte ihn nicht einmal, als die rothaarige, unzüchtige Judith Wagner seine Thür öffnete und nach ihm rief.

Simon ging, wie er das jeden Morgen zu tun pflegte, über den Lumpenmarkt, wühlte mit seinem Stock in den verschiedenen Haufen und schloß kleine geizige Geschäfte mit den alten leckäugigen Juden ab, die zwischen den Lumpen saßen, als seien sie daraus emporgewachsen. Die ganze Zeit hindurch aber hatte er eine Empfindung, als sei er nicht da, wo er sein sollte. Das machte ihn unruhig. Ein Wetterhahn, der sich freischend auf der Stange drehte, ließ ihn zusammenfahren, ein zusammengefaltetes Stück Papier, das in einem Kinnstein schwamm, verursachte ihm

heftiges Herzklopfen, bis er es herausgefischt und untersucht hatte.

Man fragte, was ihm fehle, und er blieb die Antwort schuldig. Mißmutig trieb er sich in den Gassen und Straßen umher und starrte nur unverwandt auf die Pflastersteine und den Schmutz herab. Er erinnerte sich jetzt wieder des schönsten Traumes seiner Kindheit: daß er zwischen den Pflastersteinen eine goldene Münze fand, und als er sich bückte, um sie aufzunehmen, war da noch eine, und so ging es weiter, bis die Straße einem goldschimmernden See glich. Und noch nach Jahren konnte er sich den süßen Schauer und den Griff der Finger, die nach den rollenden Münzen haschten, vergegenwärtigen.

Seine armen Plattfüße fingen an zu brennen. An keinem Tage war er so viel gegangen, aber je weiter die Zeit vorschritt, um so eifriger klammerte er sich an die Verheißung des Traumes — eingedenk der Worte: Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!

Gleichzeitig schalt er seine fürchterliche Dummheit, die ihn blindlings Schatten nachjagen ließ, und beschloß, zur Strafe an den beiden nächsten Feiertagen auf den Genuß der Kohlsuppe zu verzichten.

Ohne darüber nachzudenken, hatte er sich weit von den Stellen entfernt, wohin er gehörte und wo er zu verkehren pflegte. Er stand vor dem großen, blumengeschmückten Friedhof der Christen. Hinter

der Mauer wuchsen Springen, ihr bitterer Wohlgeruch lockte ihn, und er ging da hinein wo er noch niemals gewesen war.

Es war gegen Abend, und es war schon menschenleer. Simon wandelte auf den frisch geharkten Wegen zwischen den Gräbern dahin wie in einem Garten. Ein linderndes Wohlbehagen bereitete ihm die weiche Erde unter seinen breiten Fußflähen.

Auf einer Bank saß eine Frau, zusammengekauert, als schlafe sie, als Simon aber näher kam, richtete sie sich mit einem Schrei auf, erhob die Arme über den Kopf und entfloh zwischen die Gräber. Die Bäume und die ineinander verwobenen Schatten des Abends verbargen sie bald. Simon stand eine Weile da und sah ihr nach, dann ging er hin, um sich auf die Bank zu setzen . . .

Simon Zumaisohn dachte nicht sogleich an den Traum, als er das kleine Bündel öffnete. Aber er dachte auch nicht daran, daß dies der Friedhof der Christen war, mit dem er nichts zu schaffen hatte, und daß er das Kind liegen lassen oder es dem Totengräber übergeben konnte, der gerade auslätete.

Erst als er mit dem Bündel unter seinem Mantel bis in die schmutzigen Gassen gelangt war, wo er und seine Glaubensgenossen wohnten, ward ihm klar, was er getan hatte.

Es war ein Freitag Abend, und die Gassen waren bis zum Gedränge angefüllt mit rufenden

und schreienden Menschen. Im Schein der schwälenden Lampen, die die Verkäufer an Stangen über ihren Karren oder Tischen aufgehängt hatten, sah er hunderte von Armen und Händen, die wie Drohungen in der Luft herumfochten. Die Frauen drängten sich hindurch in ihren bunten Nachtjacken mit Daunen in den struppigen Haaren, mit Kindern an der Brust und Kindern auf den Fersen. Die Männer schlampeten dahin, diejenigen anschreiend, mit denen sie sprachen, um sich Gehör zu verschaffen. Auf den Karren lagen Fische und Obst und Gemüse in Haufen. Am durchdringendsten war der Geruch von Zwiebeln und Fischen, die in großen kupfernen Kesseln in Fett gekocht und mit großen Kellen aufgefüllt wurden. Unter den Kesseln lohnte das Feuer und warf einen roten Flammenschein auf die Gesichter ringsumher und beleuchtete magisch die vielfarbigen Lumpen.

Simon war an diesen Lärm und diese Erregung gewöhnt, die dem Sabbathfrieden voraufgingen, aber als er so vorsichtig mit dem kleinen Leben unter dem Mantel dahergegangen kam, stieg eine sonderbare Furcht wie vor geheimen Feinden in ihm auf. Er hätte gern einen halben Gulden ausgegeben, um von dem Gewühl befreit zu sein.

Unter den Frauen waren viele in Festgewändern, mit Federhüten und leuchtenden seidenen Bändern herausgeputzt. Ihre Mäuler hoben sich scharlachrot von der milchweißen Haut ab. Das waren die

Drinnen, die Geld an sich lockten und es wieder verschwendeten. Simon schüttelte den Kopf. Nein, die klugen Frauen, die waren leicht zu erkennen. Die hielten den Schal dicht um die Schultern zusammen, damit niemand sehen konnte, was sich dahinter befand. Und hatten sie etwas erhandelt, schnell war auch das unter dem Schal geborgen.

Simon war jetzt nahe an seinem Hause. Er mußte nur noch durch die Diamantenschleifergasse. Dort war es still. Er sah zu den dunklen Häusern empor, kannte jedes einzelne, dachte an die Schätze, die jetzt hinter Schloß und Riegel schiefen, dunkel in der Dunkelheit. Auch die größten Steine, selbst die, denen man eine Wache gegen die Diebe beigab, vermochten nicht in der Dunkelheit zu funkeln wie ein elendes Johannismurmchen. Und doch war allein das Anschauen dieser Steine eine Wonne, die man wohl mit der Wonne vergleichen konnte, mit der Moses in das gelobte Land hineinsah.

Und Simons Augen wurden grün und schmal bei dem Gedanken an den kleinen Lederbeutel, den er auf dem bloßen Leibe trug, und der Strahlen von Hitze unter der Haut verbreitete.

Und er seufzte. Hätte er jetzt, wie andere Männer in seinem Alter, ein Weib, o, er würde nicht einen Tag warten, sondern die Steine, Stück für Stück, fassen lassen und ihr den Schatz als Darlehn reichen. Und so oft er sie anrührte, wußte er, daß

sie, die seinem Körper all die glückselige Süße schenkte, auch noch in andrer Weise kostbar war, weil sie die Frucht der Arbeit aller seiner Tage barg und in Ehren hielt.

So war es zwischen seinem Vater und seiner Mutter bis zur letzten Stunde gewesen. Und als die Mutter starb, hatte Simon daneben gestanden und seinen alten Vater mit zitternden Händen die Ringe von den Fingern der Leiche und die Ketten von ihrem Halse lösen sehen, hatte gesehen, wie er sich abmühte, um die Ringe aus den gelben Ohren zu lösen, die sonst stets von dem Haar bedeckt gewesen waren. Aber Simons Vater hatte in derselben Nacht, während er bei der Leiche wachte und betete, die Steine aus ihrer Fassung gebrochen und aus Leder den Beutel genäht in dem sie seither lagen. Den Beutel, den Simon seinerseits wieder von der Lende des Vaters löste und an der seinen trug.

Simon gedachte der Jahre, die er niemals vergessen konnte, als er, wie sein Vater vor ihm, über den kleinen Flammen in der Schleiferei saß und die Haut hart brannte. Es war ihm eine Lust und ein Schmerz gewesen, dazusitzen mit den grauen Steinen, bis sie weiß wurden, gern hätte er die Nacht mit zur Hülfe genommen. Und noch heute konnte er sich nach diesen Jahren sehnen. Aber der Vater hatte Recht gehabt, der Verdienst war gering, gut für ein Kind, verächtlich für einen Mann.

Simon schlich sich wie ein Dieb in das Haus. Der Dunst von Zwiebeln und kochendem Weißkohl umhüllte ihn . . .

Aber das Kind wollte keine Milch zu sich nehmen. Simon bemühte sich, sie ihm mit einem Löffel einzulöffeln. Er kniete nieder und flehte zu dem großen und gerechten Gott seiner Väter um Vergebung für alle Sünden und alle unrechten Gedanken — und um Hilfe für dies armselige kleine Geschöpf. Das Kind aber schrie sich blau.

Mitten in der Nacht kam Gabrielle Mengs und klopfte an die Tür. Sie war barfußig. Ohne zu fragen schlug sie die feuerrote Nachjacke zurück und legte das Kind an ihre große Brust. Da wurde alles ruhig.

Vor drei Wochen hatte Gabrielle eine schwere Niederkunft durchgemacht, damals verfluchte Simon sie und ihr Geschrei.

Am nächsten Morgen kam die unzüchtige Judith Wagner, wickelte das Kind und gab ihm die Brust. Johannah Salomon und Eva Krische taten wie sie.

Das Kind nahm die Brust von schwarzhaarigen und von rothaarigen, von frischen und welken Frauen. Das Kind nahm die Milch von einer jeden, die ihre Güte anbot.

Und Simon ließ es geschehen, während er sich die Hände rieb und ihm die Tränen aus den Augen rannen. Er hatte das Glück gefunden und war

zufrieden wie ein Wurm in seiner Not. Er grämte sich nicht mehr über seine pfeifende Stimme und die Hasenscharte, er schämte sich nicht mehr, weil er am Tage des Gerichts als einer von denen dastehen würde, die das Geheiß des Gesetzes niemals erfüllet haben.

In der ersten Zeit schlief das Kind bei ihm unter der Mutter Sternendecke, und die Frauen kamen abwechselnd und reichten ihm die Brust — von ganz weit her, aus den Gassen am Marktplatz, kamen sie. Bald aber bettete er sich auf den Fußboden, damit das Kind sich ruhig ausstrecken und sich im Schlaf in dem breiten Bett herumrollen konnte.

Alle erboten sich bereitwillig, die Kleider des Kindes zu waschen. Aber diese Freude ließ Simon sich nicht nehmen. Er stand mit der Sonne auf und verbrauchte Seife und warmes Wasser wie ein Verschwender, wusch und spülte und rang, breitete die nasse Wäsche Stück für Stück aus, besichtigte sie und hängte sie zum Trocknen auf Schnüre, die er in dem offenen Fenster ausspannte. Die Sonne trocknete sie freundlich und schnell. Nur wenn das Wetter schlecht war, mußte sich die Wäsche mit der Küche begnügen.

Simon versäumte jedoch die Arbeit nicht über das Kind. Wenn er weg war, lich er das Kind, das nach seiner Mutter Rachel benannt war, an die Frauen aus. Bald war die Kleine bei Johannah, bald bei

Sara, bald in der gemeinsamen Küche und bald in den Kojen bei Gabriellens Kindern.

Zur Abendzeit holte er dann das Kind zu sich hinauf, schob den Riegel vor die Thür, verhängte das Fenster und spielte mit ihm, bis es in seinen Armen einschlief.

Rachel lachte, wenn sich die Farben in den grauen Prismen der Kronleuchter brachen. Sie lernte, aus einem Krug zu trinken und selbst Brot in den Mund zu stopfen, und Simon empfand eine himmlische Freude, daß er ihr helfen konnte und seine Zuflucht nicht mehr zu Fremden zu nehmen brauchte.

Eines Tages lag Rachel vor dem Hause und spielte mit einer toten Maus und einer Glasscherbe, sie erschrak über das Herannahen eines Wagens und schnitt sich mit der Glasscherbe in die Hand, die heftig blutete. Simon kam gerade vorüber. Ihn ward so bange, daß ihm das Herz still stand.

Seitdem wagte er nicht mehr, sie den Frauen und Kindern des Hauses anzuvertrauen. Deshalb gewöhnte er sich daran, ehe er ausging, sie in das Zimmer einzuschließen und alles so einzurichten, daß sie umherkriechen konnte, ohne sich ein Leid zu tun. Mehrmals im Laufe des Tages guckte er bei ihr ein und brachte ihr kleine Geschenke.

Wenn die Sonne zu Rachel hineinschien, legte sie sich auf den Rücken in den Sonnenstreif und schlief ein, war sie hungrig, so kroch sie nach der

Ecke hin, wo Milch in einem Krug stand, und wo feines Weißbrot lag, das Simon heimlich bei einem christlichen Bäcker kaufte. Oder sie schlug mit ihren kleinen Zähnen ein Loch in ein weichgekochtes Ei und sog das Dotter und das Weiße aus.

Immer war da genug für sie zu sehen, genug, womit sie spielen konnte. Simon brachte einen gelben Vogel in einem Bauer mit, und hängte das Bauer unter die Decke, und der Vogel zwitscherte Rachel etwas vor und hüpfte auf seinen Stäben hin und her. Er brachte auch einen großen grünen Vogel mit, der sprechen konnte; vor dem war sie bange, daher mußte er ihn wegnehmen. Auf dem Fensterbrett stand ein Glas mit Goldfischen. Ein Bauer mit geschwinden weißen Mäusen wurde an eines der Beine des Bettes festgebunden.

Zur Kohlsuppe hatte Rachel keine Neigung, sie ließ sie zu einer Pflanze aus dem Munde herausfickern, wenn Simon sie ihr einflößen wollte. Da verlor sie auch für ihn ihre Anziehungskraft. Er verschaffte sich ein altes deutsches Kochbuch, worin er von süßen Suppen las, die aus Wasser und Graupen und Fruchtfaß, aus Bier und eingeweichtem Brot bereitet wurden, und er las von Suppen aus Mehl und Milch. Er bereitete sie selbst, tastete sich vorwärts, und es gelang ihm, Rachels Geschmack zu treffen.

Später entdeckte er, daß Rachel den Geruch von Knoblauch nicht leiden konnte. Er dachte daran, auch

dieses Leibgericht aufzugeben, wenn er aber mehrere Tage den Geschmack von Zwiebeln entbehrt hatte, ward ihm elend und flau wie nach langem Fasten, und so endete es denn damit, daß er nicht nur sein Brot damit einrieb, sondern mit einem ganzen Haufen voll Zwiebeln unter der Zunge umherging.

Rachel wandte den Kopf ab, wenn er mit ihr sprach, oder sie ballte ihre Hände fest um die Nase zusammen, und Simon hatte das schlechteste Gewissen von der Welt und fastete wieder, indem er sich mehrere Tage, mit dem Knoblauchgeruch begnügte, der gleich einem heißen Atem über dem ganzen Stadtviertel lag.

Eines Tages hatte er sich einen alten Sammetmantel eingetauscht. Er trug ihn nach Hause und hängte ihn an einem Nagel auf. Rachel stellte sich unter den Mantel und wich nicht vom Fleck. Er begriff den Grund nicht eher, als bis er die Wollust sah, mit der ihre kleine Nase die daran haftenden Überreste alten Moschusduftes einsog.

Simon ging auf die Straße hinab und streifte umher, bis er einen der strahlenden Läden fand, in denen wohlriechende Sachen verkauft wurden, und er erhandelte für teures Geld ein Flakon mit verdünntem Rosenöl. Nie hatte er Rachels Augen so glänzen sehen, als da er den Deckel von der Flasche schraubte.

Seither hielt Rachel das kleine Flakon in der Hand wie einen Zauberring, der nicht verloren gehen durfte. Und wenn Simon da war, ließ sie ihn

herankommen, er mochte nach Knoblauch stinken oder nicht. Sie hielt nur die Flasche vor die Nase.

Rachel liebte die Sonne und blanke Gegenstände, und Simon gönnte ihr alles, was er besaß. Und eines Tages gab er der Versuchung nach, ihr die glänzenden Steine zu zeigen, die sonst wohlverwahrt in dem Lederbeutel an seiner Lende ruhten. Er löste die Schnur und nahm die Steine heraus, legte sie in die flache Hand und ließ sie dort ruhen, so wie man Tauben mit Korn lockt, nur daß er Sonnenstrahlen lockte. Und wenn er die Hand leise hin und her bewegte, sprangen die Funken spielend, hüpfend heraus.

Rachel stand zwischen seinen Knien und lachte über dies Spiel. Dann fingen ihre kleinen Hände an, zwischen den weißen und grünen Steinen zu wühlen, lange und mit Sorgfalt. Sie wählte sich einen aus und blitzschnell steckte sie ihn in den Mund.

Simon ward bange und bat um den Stein, das Kind öffnete die Hand und zeigte ihm lachend, daß er garnicht da war, er war verschluckt.

Wie gelähmt stand Simon da und begriff, was geschehen war. Er faßte sich nach der Stirn. Er fing an zu weinen.

Für den Stein allein hätte er ein Haus kaufen können und noch viel mehr, für den Stein hätte er viele Jahre lang wie ein Prinz leben können. Den

Stein hatte seine Mutter die Hälfte ihres Lebens getreulich um den Hals getragen . . .

Endlich fiel es ihm ein, daß der Diamant ihr Schaden könne. Stundenlang fuhr er fort, sie zu fragen, ob es auch weh tue, während ein unbekanntes Gefühl von Todesangst in ihm aufquoll. Er saß die ganze Nacht an ihrem Bett, wachte und lauschte den friedlichen Atemzügen die den Lippen des Kindes entstiegen. Und als sie im Schlaf lächelte, weinte er und dankte seinem Gott. Er betrachtete den Stein als verloren, es kam ihm nicht in den Sinn, daß er jemals wieder zum Vorschein kommen könne. Aber seit dieser Stunde ward ihm das Kind teurer denn je. Nie ermüdete er, ihr von dem Stein zu erzählen, den sie verschluckt hatte.

Simon Zumaïsohn kam mit einem Spiegel nach Hause, mit einem alten venetianischen Spiegel. Er hatte ihn sich in Gedanken an Rachel eingetauscht. Er stellte den Spiegel vor ihr auf, und das Kind eilte auf den Spiegel zu und stieß sich das Gesicht. Als sie begriff, daß sie es selber sei, war sie beglückt.

Sie verbrachte Stunden vor dem Spiegel, zu ihrem Bilde sprechend. Sie liebte es. Sie starrte in ihre eigenen Augen, bis ihre Pupillen wuchsen und wuchsen, bis sie endlich hintenübersank, durch ihren eigenen Blick in hypnotischen Schlaf gehüllt.

Simon durfte ihr im Spiegel zulächeln, aber nur im Spiegel. Er durfte ihr übers Haar streichen

... im Spiegel. Er durfte im Spiegel Rachels kleinen, roten Mund küssen. Sie kniff ihn zusammen. Selbst im Spiegel wand sie sich unter seinen Liebkosungen.

Und wenn Simon die Spiegelfläche mit seinem Bilde berührt hatte, rieb sie noch lange nachher das Glas mit einem seidenen Tuch. Des Nachts deckte sie den Spiegel zu, wie sie auch ihr eigenes Gesicht bedeckte wenn sie schlief.

Im Spiegel sah sie, daß ihr Haar wuchs, und daß ihre Augen größer wurden.

Sie wurde so groß, daß sie am Fenster sitzen und auf die Straße hinabsehen konnte. Sie schnitt den Kindern im Hause gegenüber Gesichter zu. Sie warfen Kohlstücke und Fischabfall hinab. Es fiel in einen nassen Brei von stinkendem Schmutz. Die Kinder drohten Rachel mit geballten Fäusten. Sie wandte ihnen den Rücken.

Sie ließ das Haar, wenn es stürmte, wie einen Rauch durch das geöffnete Fenster wehen. Es belustigte sie, die feine, kribbelnde Kälte an der Kopfhaut zu fühlen. Und zu wissen, daß das Haar ihr nicht wegzulaufen konnte. Es war ihr Gefangener, so wie die weißen Mäuse und die Vögel unter der Decke.

Weiterhin sah sie die grüne Gracht. An Sommertagen sammelte sich ein verfaulter Schleim auf dem lauwarmen Wasser.

In Rachel stieg ein süßer kleiner Gedanke auf: sie wollte das Brotmesser nehmen und Simon Sumaisohn

den Hals abschneiden, aber ihre Finger hatten einen Abscheu, ihn zu berühren.

Er kaufte feine Wäsche und schöne Kleider für sie, sie ward deswegen nicht dankbarer.

Und dann kam sie in die Schule in der Taubenstraat. Sie stopfte sich Watte in die Nasenlöcher und auf die Watte hatte sie von dem wohlriechenden Wasser geträufelt, das Simon für sie kaufte. Sie hüllte das Kleid fest um ihre Glieder, um nur nicht die andern Kinder zu berühren.

Simon holte sie aus der Schule ab. Es freute ihn, von der Behändigkeit ihres Verstandes zu hören. Er nahm sie mit zu den fremden Schiffern in den Schuten auf der Zwanengracht, und sie besaß eine begehrlische Auffassung für ihre Sprache. Mit Geschenken mußten sie ihr Lächeln erkaufen.

Sie selber fand den Weg in eine der großen Diamant-schleifereien, wo ihr die Männer scherzend Diamantstaub auf ihre Fingerspitzen gaben. Sie vergaß nicht, daß sie Simons großen, kostbaren Stein im Magen hatte.

Oft dachte sie daran, mit einem der Schiffe davon zu segeln, aber alle Schiffer hatten häßliche Hände, so wie Simon, das hielt sie zurück.

Erst im vierzehnten Jahr fing sie an, sich allein aus dem Judenviertel herauszuwagen. Die großen Marktplätze liebte sie und die Springbrunnen. Eines Tages fand sie den Weg in ein Haus, das voll von Bildern hing. Seither ging sie jeden Tag dahin.

Einer von den jungen Malern sah sie und nahm sie mit in sein Atelier. Da war ein Glasdach. Die Sonne schien. Da befand sie sich wohl.

Rachel lag nackt auf einem Tigerfell und ließ sich malen. Es war Stille in ihrem Blut. Das Sonnenlicht bereitete ihr stärkere Wonnen als die Liebesföngungen des jungen Malers. Und doch hatte er ihr Gefallen erregt. Aber die Klugheit, die ihr der Aufenthalt im Ghetto eingeflößt hatte, behielt die Übermacht, und aus Berechnung blieb sie keusch.

Seine Freunde sahen sie, und sie beherrschte sie mit ihrem Blick. Der Spiegel hatte sie seine Macht gelehrt.

Eines Tages brachten sie eine alte Wahrsagerin mit, sie sollte ihnen ihren Ruhm prophezeien. Auch Rachel wollte über ihre Zukunft hören. Die Frau nahm ihre Hand, ließ sie gleich wieder sinken, legte sich nieder und lauschte ihrem Herzschlag und machte dann die jungen Leute ganz wirr mit ihren Reden, daß Rachel ein Vampyr sei, der ihr Blut aussaugen würde.

Rachel ging auf die Rolle ein und tat das ihre, um sich mit einer Glorie von Unheimlichkeit zu umgeben, so daß die jungen Leute sie mit schreckgemischter Leidenschaft betrachteten.

Es war ihre Absicht, sich, wenn die Zeit gekommen war, demjenigen zu verkaufen, der am meisten bot.

Simon war dies alles nicht verborgen. Er folgte ihr wie ein Hund, ohne ihr das geringste Hindernis

in den Weg zu legen. Des Abends ging sie oft ins Theater oder in die Oper. Das starke Licht, die Festfreude entsprachen dem Bedürfnis ihrer Sinne.

Sie ging aber zu Fuß bis an die offenen Plätze, dort erst nahm sie einen Wagen. Wollte sie zurück, so ließ sie den Wagen wieder halten, ehe er das Judenviertel erreichte, denn sie hatte einmal die Verachtung des Kutschers bemerkt, als er vor Simon Sumaisohns Wohnung in der Gasse hielt.

In diesem einen Punkt war er unerbittlich. Selbst Rachel vermochte ihn nicht dazu zu bewegen, den Stadtteil seiner Väter zu verlassen.



Die Erzählung des Richters.



Was will ich doch hier in der Gegend meiner Kindheit, wo alles für mich verändert ist?

Was will ich hier?

Ich sitze in meinem kleinen, einsamen Zimmer in dem kleinen Gasthof an dem abfallenden Marktplatz.

Niemand kommt, um mich aufzusuchen, niemand erkennt es an, daß ich hierher gehöre. Meine Kindheitsgefährten sind ins Tal hinabgegangen, haben sich über die ganze Welt verbreitet, oder sie haben die Geschäfte ihrer Väter übernommen. Der eine steht der Schmiede vor, ein anderer baut die schweren Kutschen, die man noch in gewissen Theilen von Wales benutzt, und ein dritter ist Schulmeister geworden.

Mich grüßt man nicht mehr. Man glaubt ich sei ein Fremder, und ich kläre diesen Irrtum nicht auf.

Was will ich denn hier?

Was ich will? Ich habe es ja gesagt. Oder habe ich vergessen, es zu sagen? Ich will es alles niederschreiben, langsam, bis auf das Allerletzte.

Und dann, hinterher?

Hinterher? hinterher . . . weiß ich es?

Dorthin, wo meine Mutter hinabgebettet wurde, gehe ich jeden Abend. Ich stehe auf dem schräge abfallenden Friedhof, wenn die Sonne sinkt und warte auf ein Zeichen von meiner Mutter.

So viele Jahre lang war sie vergessen, kaum entsinne ich mich mehr ihres Antlitzes, ihrer Stimme, aber jetzt taucht sie auf — wenn die Dunkelheit sich herabsenkt — steigt aus dem Grabe wie ein Nebel, eine dunkle, zitternde Erinnerung. Meine Mutter . . .

Was für Gedanken waren es, mit denen sie umherwanderte, als sie uns unter dem Herzen trug? Verborg sie einen Kummer, den wir einsogen, ehe wir jemals das Licht des Tages erblickten? Litt ihr Gemüt unter einem Zwiespalt, einer Angst, einer Schwäche, die wir als Erbteil übernahmen? Nichts weiß ich hierüber.

Und dann gehe ich nach Hause.

Nach Hause, sage ich. Ja, heim zu dieser kleinen Kammer aus Holz, wo klagende Töne erklingen, wenn der Abendwind über dem hohen Abhang herabsinkt. In dieser Kammer sitze ich allein und denke zurück.

Aber weshalb schreibe ich dies nieder? Wer soll Nutzen daraus ernten?

Ich habe von dem Leben, nein, von dem Tode

habe ich gelernt, daß alles, was es in der Welt schlechtes gibt, von den Menschen im Namen der Liebe und kraft der Liebe gegeneinander ausgeübt wird.

Aber mein Fall — so nennt man ja die Gewalttätigkeit des Schicksals gegen den einzelnen — mein Fall ist einzig in seiner Art, und niemand kann eine Lehre daraus ziehen. Und doch fahre ich fort.

Es ist ein Meer, das geleert werden muß. Und ich lege mich am Strande nieder und schöpfe mit meiner hohlen Hand . . .

Ich verteidige nicht, ich erkläre nicht, ich schreibe nur nieder, was geschehen ist.

Und ich glaube, daß in dem endlosen Raum, wo die Seelen suchend umherschwirren, um die Ruhe der Ewigkeit zu finden, meine Worte von denen vernommen werden, für die sie geschrieben sind. Sie werden sich nähern und lauschen . . . sich nähern gleich wilden Tieren, die während eines Gewitters sich den Wohnungen der Menschen nahen, um Schutz in ihrer Herzensangst zu suchen.

Allan und Rachel . . .

Im Atmen der Nacht höre ich euer klagendes Seufzen. In den Wolken des Himmels sehe ich euer friedloses Streifen. In den tiefen Wassern erkenne ich die Verzweiflung in euern Herzen!

Allan und Rachel . . . ihr seid davongegangen. Ich allein blieb zurück.

Ich Menschenkind, das einsamer ist als die
Wüstenei . . .

Schwer ist mein Joch und lang ist mein Tag . . .

* * *

Mein Bruder Allan und ich waren Zwillinge. Wir wurden in einem kleinen Dorf in Wales geboren, wo mein Vater Pfarrer war.

Das Dorf lag auf der halben Höhe eines mächtigen Bergabhanges. Aus allen Hütten und von allen Gehöften hatte man eine Aussicht auf das weite, schöne Tal, das Tal, das meine Sinne geliebt haben, seit meine Augen den Unterschied zwischen Tag und Nacht kennen lernten. Groß und bezaubernd war die Aussicht über die rötlichen Dörfer, die gewundenen Bäche und die fruchtbaren Landstriche. Aber in auffallender Weise war die Gegend waldlos.

Wohl wuchsen Blumen und Obststräucher in den kleinen Gärten vor den Häusern, aber in dem ganzen Dorf gab es nur einen einzigen Baum, eine Esche, die mitten auf dem Marktplatz stand. Der Baum war alt und vom Blitz beschädigt, die Hälfte der Zweige war Sommer und Winter kahl.

Die Leute klagten darüber, daß der Baum den Platz verunziere und den Verkehr an den großen Markttagen hindere. In meinem siebenten Jahr wurde

der Baum gefällt und an seiner Stelle eine Pumpe mit einem Trog für die Pferde angebracht.

Noch erinnere ich mich, wie Allan und ich, Hand in Hand rund um den Marktplatz herumgingen und trauerten.

Es waren nun anderthalb Meilen talabwärts bis zu dem Fleck, wo, in der Nähe eines Baches, eine kleine Gruppe Platanen stand. Mein Bruder und ich hatten — wohl die einzige Ähnlichkeit zwischen uns — die gleiche Vorliebe für Bäume, und wenn sich uns niemand widersetzte gingen wir, gleichsam auf Verabredung, — ohne daß ein Wort darüber gefallen wäre — durch das Dorf, auf Schleichwegen über Felder und Hecken hinweg, zu den dunklen, leise säuselnden Platanen hinab.

Wieder berausche ich mich an der Erinnerung des Glücksgefühls jener Zeiten, wenn wir bergabwärts dem Tale zu wanderten, das zuerst nur wie ein dunkler Punkt war, dann aber wuchs und uns entgegen zu gleiten, mit jedem Schritt, den wir machten, näher zu kommen schien.

Was wollten wir doch nur bei diesen Platanen. Ich weiß es nicht. Ich kannte Allans Gedanken nicht, und die meinen waren damals unbestimmt und flüchtig.

Zwischen den hervorragenden Wurzeln der Bäume waren zwei ausgehöhlte Stellen, dort lagerten wir uns, und dort blieben wir liegen, bis wir es für nötig hielten, wieder heimwärts zu wandern.

Der Aufstieg, der an sich schwierig war, wurde noch mühseliger dadurch, daß wir häufig stehen blieben und zurücksahen. Nur zögernd gingen wir an der Schmiede, dem ersten Hause des Dorfes, vorüber und zwischen den Gehöften hindurch. Hatte uns aber das Heim endlich wieder umschlossen, so fühlte ich mich wohlgemut, lachte und sprang umher und war ausgelassen wie die andern Kinder im Dorf . . . Wie ich mich ihrer entsinne mit den roten Zipfelmützen, die alte Frauen mit tastenden Fingern im Gehen strickten, während sie ihre einzige Ruh am Wegesrande entlang trieben.

Allan war so träumerisch und wortkarg wie ich mitteilsam und munter war.

Zu Zeiten aber überfiel ihn — ja, überfiel ist gerade das rechte Wort — eine phantastische Leidenschaftlichkeit, die sein gewöhnliches Wesen in dem Maße durchbrach, daß es mir förmlich Schrecken einflößte. Wenn Gewitter war und wir anderen Kinder uns, beeinflusst von der jammernden Furcht der alten Leute, hinter den Türen zusammenkauerten oder uns hinter den Alkovengardinen verkrochen, so jagte Allan umher, als sei das ganze Schauspiel ihm zu Ehren arrangiert.

Zwischen dem Donnergetöse und den alles erleuchtenden Blitzen hörten wir ihn singen und jauchzen — ihn, der sonst keinen Ton und kein Ohr für die leichteste Melodie hatte.

Allan war ehrgeizig und eigensinnig. Keine Macht konnte ihn bewegen, etwas einzuräumen, was er selbst nicht für richtig hielt. Die leiseste Kränkung — unbewußt oder absichtlich — machte ihn fürs Leben unverföhnlich. Dies war wohl auch der Grund, weshalb er sich im Laufe der Zeit von allen unsern Freunden lossagte. Menschen bedeuteten schon damals wenig für ihn, ich war der einzige, an dem er treu festhielt, obgleich ich seinem Naturel wohl von allen eigentlich am fernsten stand.

Aber trotz seines unnatürlich empfindlichen Wesens und seiner großen Zurückhaltung faßten sowohl Menschen als Tiere oft eine Art sklavischer Hingebung zu ihm, was er gar nicht zu beachten schien. Seine dunklen, melancholischen Augen, deren Blick gleichsam bewölkt war von fernen, vorüberziehenden Gedanken, schauten auf eine eigenartig weitgeöffnete Weise weit weg, in etwas hinein, das nur ihm allein vorbehalten war.

Er beschäftigte sich viel mit Blumen und Insekten, aber ohne andere an seinem Spiel teilnehmen zu lassen.

Aus jener Zeit entsinne ich mich eines kleinen Zuges, der Seiten seines Wesens beleuchtet, die sonst im tiefsten Dunkel lagen.

Auf unsern Feldern wuchs in Umwegen eine Art weißer Schirmpflanzen, die gegen Sonnenuntergang einen eigenen, süßen, melancholischen Duft verbreiteten. Es hieß, diese Blumen seien giftig, trotzdem wurden

sie von den klugen Frauen des Dorfes zusammen mit anderen Kräutern zur Bereitung eines Trankes gegen das Heufieber benutzt, das in unserer Gegend sehr allgemein war.

Wir Kinder liebten die Pflanzen des Duftes wegen und pflückten sie oft. Wir hatten bemerkt, daß sich die rötlichen Blutkäfer gegen Abend in den Blüten sammelten, wo sie sich paarten, — auch dieser Anblick belustigte uns. Als Kinder vom Lande waren wir wissend in bezug auf alle die Dinge, die in der Natur offenbar vor sich gehen, und die nur die Menschen wie eine Schande verbergen. Und wir beobachteten das Treiben der Insekten mit demselben neugierigen Vergnügen, mit dem wir unsere Drachen verfolgten, wenn sie unter den Wolken dahinsagelten.

Ohne uns etwas Böses dabei zu denken, zerrten wir an den sich paarenden Käfern, um die ungeheure Kraft festzustellen, mit der sie zusammenhängen und sich an ihr Lager in dem lustigen Blütenschirm klammerten.

Mein Bruder Allan, der nicht duldet, daß jemand einen Wurm zertrat, ward finster vor Zorn, wenn er dies sah und konnte uns andern die Blumen wegreißen und auf das Feld werfen — ohne übrigens ein Wort über den Grund zu sagen. Er selber ging oft in hellen Abendstunden mit einem der großen Blüten- schirme in der erhobenen Hand umher, so daß er beständig beobachten konnte, was in der korbähnlichen Mitte und zwischen den strahlenförmigen Rippen vor sich ging.

Da geschah in unserm Dorfe etwas, das die Gemüther bei Erwachsenen wie bei Kindern in Bewegung setzte. Ein Paar junger Leute wurden an einem Sonntag Morgen von meinem Vater getraut. Im Hause der Braut ging es den ganzen Tag hoch her, und da der Platz dort nur beschränkt war, tanzte man draußen auf dem Rasen. Wir Kinder tanzten mit.

Die Braut glich den andern jungen Mädchen in unserer Gegend, und ihre Kleidung mit dem alten Silberschmuck und dem Kopfschmuck war auch die gewöhnliche Hochzeitstracht. Der Bräutigam dahingegen unterschied sich von der Menge, er war fremd, dunkel von Haar und Gesichtsfarbe, klein und schwächlig und seine Augen erinnerten ein wenig an die Allans.

Er tanzte ohne Unterlaß. Alt und Jung klatschten den Takt, wenn er die sonderbaren Tänze seiner Heimat sprang, und wir Kinder sperrten vor Bewunderung Mund und Augen auf. Einmal nahm er die Braut bei der Hand und tanzte mit ihr über die Hügel dahin wie ein wirbelnder Wind, sie schrie vor Angst. Dann trug er sie auf den Armen bis vor das Hochzeitshaus. Da aber war er bleich.

In der Nacht starb er in den Armen der Braut.

Mein Vater, der das Paar getraut hatte, war tief ergriffen und sprach bei Tische mit unserer Haushälterin, die auf dem Stuhl meiner verstorbenen Mutter neben ihm saß, über das traurige Ereignis.

Er dachte wohl nicht daran, daß Allan und ich

zugegen waren, denn er nannte die Dinge bei ihrem rechten Namen. Er schloß mit den Worten: Der Mann hat sich wahrlich in den Tod hineingeliebt!

Allan sah zu mir hinüber, seine Augen waren offen wie Tore. Dann senkte er die Lider und lehnte sich in den Stuhl zurück, als schläfe er.

Am selben Abend gingen wir in kleinen Gruppen hinter der Schmiede auf dem Felde umher, wo die Schirmpflanzen dicht wachsen. Es war zur Zeit der hellen Nächte, wir waren alle schweigsamer als sonst. Knaben wie Mädchen sprachen mit scheuen Worten von dem Geschehenen, das uns alle künftig betraf.

Ein kleines verwachsenes Mädchen, das bei der flugen Frau groß gemacht wurde, sammelte Schirmpflanzen und band sie mit einem wollenen Faden zusammen. Ich sah, wie sie die Blumen in die Höhe hob und Allan die kleinen Blutkäfer zeigte, die zitternd ihren mystischen Akt des Instinkts vollzogen.

„Sieh nur die da“, sagte sie, „wenn sie eine Nacht zusammen gewesen sind, so stirbt das Männchen, aber wir kochen sie zu Hause bei uns, meine Tante sagt, es ist am besten, daß sie in der Wärme bleiben, wenn sie erst einmal da sind!“ . . .

Allan entfernte sich von dem Mädchen, und wir gingen zusammen nach Hause. Unterwegs sagte er zu mir, und ich entsinne mich der Worte, weil es eine Seltenheit war, daß sich Allan über so etwas

aussprach: „Warum bleiben sie nicht auseinander, wenn sie doch nur davon sterben?“

Er schwieg eine Weile, dann fuhr er fort: „Aber wenn es ihnen nun so geht wie denen, die sterben müssen, weil sie in den Himmel hineingesehen haben!“ . . .

Ich erwachte in der Nacht, Allan stand im Mondschein am Fenster, eine von den weißen Blumen in der Hand. Er hielt sie gegen das Mondlicht. Ich war müde und schlief wieder ein. Zum zweiten Mal erwachte ich, die Sonne ging gerade auf. Allan stand noch in derselben Stellung da. Ich hörte ihn seufzen.

„Was hast du?“ fragte ich. Er wandte sich um und sagte: „Nun ist er tot! Er konnte nicht wieder los kommen“ . . .

Möglichlich warf er die Blume hin und trat mit dem nackten Fuß darauf.

„Weshalb tust du das?“ fragte ich erstaunt. Es sah ihm so gar nicht ähnlich.

Allans Stimme klang dumpf vor Zorn: „Sie soll nicht leben. Sie hat ihn in Versuchung geführt. Ich habe es sehr wohl gesehen. Genau so wie mit Adam und Eva“ . . .

Allan ging zu Bett und schlief vierundzwanzig Stunden hintereinander, wir konnten ihn nicht erwecken. In meiner Gedankenlosigkeit erzählte ich dem Vater, wie Allan die Nacht zugebracht hatte. Als er endlich erwachte, nahm ihn der Vater mit sich in sein Studierzimmer und sprach lange mit ihm. Worüber sie

sprachen weiß ich nicht, aber es ist mir später klar geworden, daß der Vater Allans Beweggründe mißverstanden haben und ihm unedle Motive untergelegt haben muß. Seit jener Stunde scheute ihn Allan wie einen Fremden. Nie wieder sah ich ihn eine der Schirmpflanzen anrühren. Aber er schalt auch die anderen Kinder nicht mehr, wenn sie absichtlich Tiere quälten. Allan zog sich in sich selbst zurück wie eine Schnecke, die mit Sauerampfer in Berührung gekommen ist.

Er äußerte nie eine bestimmte Ansicht, höchstens schüttelte er den Kopf, wenn ihm etwas mißfiel oder lächelte zustimmend.

Ein Onkel schenkte ihm „Ursprung der Arten“, ein Buch, das er mit einem für ein Kind ganz erstaunlichen Eifer studierte, bis er das kostbare Werk eines schönen Tages ins Feuer warf, ohne den Grund zu erklären.

Nich mied er zum Teil. Mit seinem überempfindlichen Instinkt hatte er sicher geglaubt, daß ich ihn für lästig und „sonderbar“ halte. Aber ich wußte immer, wo er zu finden war, und wenn ich meine Schularbeiten erledigt hatte und das Wetter danach war, legte ich den altbekannten Weg zu den Platanen zurück, wo er lag und in das Blattgehänge hinauf starrte, schweigsam, als sei er stumm.

Eines Tages sah ich, daß seine Augen vom Weinen geschwollen waren. Ich fragte ihn, ob ihm etwas

zugestoßen sei. Er antwortete, indem er mich mit einem Blick anstarrte, der mich mit bisher ungeahnter, feierlicher Schwermut erfüllte: „James, ich wollte, ich wäre tot. Ich kann mich nicht zurechtfinden. Du siehst ja, daß ich immer allein bin, und Ihr versteht mich nicht!“

Die Worte mochten in dem Munde eines Kindes gesucht klingen. Aber der Ausdruck des Gesichts zeugte von ihrem tiefen und bedrückenden Ernst.

Bald darauf trennten sich unsere Wege für eine lange Zeit. Das kam so: Mein Vater, der keineswegs wohlhabend war, wünschte glühend, daß seine beiden Söhne studieren sollten. Da dies jedoch eine Unmöglichkeit war, sprach er mit uns darüber und überließ uns selbst die Entscheidung, wer das Gymnasium beziehen und wer zu Hause bleiben und sich mit dem begnügen sollte, was des Vaters fargbemessene Zeit gestattete. So sehr aber hielten Allan und ich zusammen, daß sich der eine für den andern opfern wollte. Wir baten den Vater zu entscheiden.

Eines Sonntags nach der Kirche, gerade als sich die Gemeinde zerstreute, rief uns mein Vater in die Sakristei hinein. Dann fragte er mich: „James, was willst du werden, wenn du studieren darfst?“

Ich, der ich ein eifriger Romanleser war, hatte die Antwort zur Hand: „Richter“, sagte ich. Mein Vater nickte.

„Und du, Allan?“

Allan flocht die Finger ineinander und schwieg. Vater fragte abermals, er aber schüttelte den Kopf. Da wurde der Vater heftig und rief aus: „So sage doch, was du werden willst, oder weißt du es selbst nicht?“

Allan nickte.

„So sage es doch!“

Er schwieg.

Mein Vater fragte nicht mehr, sondern beschloß stehenden Fußes, daß ich studieren, mein Bruder aber Kaufmann werden solle.

Für mich war es ein schwerer Kummer, mich von Allan trennen zu müssen. Die letzte Nacht, die ich unter dem heimatischen Dache schlief, erwachte ich plötzlich und sah Allan aufrecht im Bett sitzen. In seinem Gesicht war ein Ausdruck von verzehrendem Schmerz und zugleich von Angst, als sähe er etwas unvermeidlich Schreckliches voraus. Als er aber bemerkte, daß ich wach war, schloß er die Augen, ließ sich ins Bett zurücksinken und lag da als schlafe er. Das kränkte mich so, daß ich nicht in ihn drang und ihn nicht nach dem Grunde seines Entschens fragte.

Wir trennten uns also, und obwohl wir uns während der ersten Jahre in den Ferien sahen, hatten wir fortan nur noch sehr wenig miteinander zu schaffen. Allan kam auf ein Komtor in der Nähe unseres Dorfes, und meine neuen Kameraden, meine Studien und das Leben auf dem Gymnasium nahmen alle

meine Gedanken in Anspruch. Auch war Allan verschlossener denn je. Die Liebe unserer Kindheit zu den dunklen Platanen hatten wir jedoch noch miteinander gemein, und wie ehemals gingen wir in den Ferien täglich dorthin. Das einzige, was, soweit ich es beurteilen konnte, einen etwas belebenden Einfluß auf Allan hatte, war, wenn ich hin und wieder von den großen Wäldern in der Gegend sprach, in der das Gymnasium lag. Dann lauschte er aufmerksam.

Einmal platzte es aus ihm heraus: „James, es gibt auf der ganzen Oberfläche der Erde keinen Wald, den zu durchwandern ich mich nicht sehne!“

Er machte auch andere Äußerungen, die sich festbrannten und später in meiner Erinnerung wie unheilbare Wunden schmerzten.

Wir lagen unter den Bäumen und träumten. Es wehte, und der Himmel war unbeständig von allen den dahinjagenden Wolken. Die Kronen über unsern Köpfen wurden ineinander gepeitscht, in die Höhe gehoben, ausgebreitet, sanken in lautlose, kurze Stille zusammen und wurden abermals emporgehoben. Allan sagte: „James, kennst du dich selbst?“

Ich antwortete scherzend: „Ja, ich danke, ich habe doch meinen Taschenspiegel.“ Allan aber fuhr ruhig fort: „Ich weiß nicht, woher es kommt, aber ich trage in meinem Innern eine Furcht vor dem morgenden Tage, vor etwas in mir selber . . .“

„Vor etwas Bestimmtem?“

Er schüttelte den Kopf: „Ich fürchte mich, etwas Böses zu tun. Wie, wann, weshalb, das weiß ich nicht. Und ich kenne mich selbst ja nicht. Ich lebe nicht, ich habe niemals gelebt. Ich gehe einher wie auf dem Grunde des Meeres. Meine Träume sind mir wirklicher als meine elenden Tage. Aber wenn ich träume, fühle ich Kräfte in mir, so daß ich hinterher selbst Lust verspüre, mich ins Gesicht zu schlagen, weil ich so feige bin . . . Aber es ist dumm, von etwas zu reden, was niemals anders wird . . .“

Im selben Augenblick fuhr ein kalter Windhauch über das Thal hin, der uns bis ins Mark erschauern mochte. Wir standen auf und kehrten heim, schweigsam und verlegen.

Nach einer Reihe von Jahren erhielt Allan eine Anstellung in einer der größeren Handels- und Hafenstädte Südens. Wir wechselten brüderliche Briefe, aber ohne wesentlichen Inhalt. Doch erfuhr ich, daß er jetzt das Ziel eines seiner Wünsche erreicht hatte: eine englische Meile von der Stadt entfernt lag einer jener üppigen, ausgedehnten, wundervollen Wälder, die England zu dem schönsten Lande der Welt machen. Allans Briefe erzählten hauptsächlich, ja, fast ausschließlich von Wanderungen in diesem Walde, und es schien, als begnüge er sich nicht damit, ihn an den freien Stunden des Tages zu besuchen, sondern als durchstreife er ihn auch häufig zu nächtlicher Zeit.

Über das Geschäft schrieb er äußerst selten und dann stets so kurz, daß es ganz ohne Interesse war. Er hatte offenbar für keine andern Menschen dort in der Stadt Sympathie, als für die einfachen Wirtsleute, bei denen er wohnte.

Ich, der ich ausschließlich praktisch veranlagt war, riet ihm, nicht an dem Ort festzuwachsen, sondern sich gelegentlich nach einer besserbezahlten Stelle umzusehen. Hierauf antwortete er:

„Ob ich hier lebe oder anderswo, hat für mich nichts zu bedeuten. Geld hat momentan keine Interesse für mich — so viel, wie ich gebrauche, um mich zufrieden zu fühlen, werde ich doch niemals besitzen.“

* * *

In meinem dreiunddreißigsten Jahr gelangte ich zu der für mein Alter erstaunlich hohen Stellung eines Untersuchungsrichters in K., in der Stadt, in der mein Bruder lebte.

Ein wenig schuldete ich diese schnelle Karriere natürlich dem blinden Glück, teilweise trug jedoch auch die Aufmerksamkeit dazu bei, die ich durch einige in der Presse und unter meinen Fachgenossen eifrig debattierte Broschüren erregt hatte.

Diese Broschüren waren gewissermaßen die Vorläufer zu meinem großen Werk, das nicht mehr oder nicht

weniger bezweckte, als gewisse veraltete Strafgesetze-paragraphen, die unter Umständen den Richterberuf zu einem Henkeramt machen, umzustürzen oder durch bessere zu ersetzen.

Die unbewußten Triebe in dem Leben eines Verbrechers waren das Spezialfach, mit dem ich mich beschäftigte und auf das ich meine Behauptungen aufbaute. In engem Zusammenhang damit stand die Theorie von dem Doppelleben der Verbrecher.

Ursprünglich hatte ich dies für Phantastereien unnebelter Gehirne gehalten oder für Leimruten, mit denen gerissene Romanverfasser naive Leser fingen. Als mich aber mein Plan, die Gesetze zu verbessern, zu vielen speziellen Studien veranlaßte, meldete sich bald der Glaube bei mir und allmählich wurde ich, fast gegen meinen Willen überzeugt.

Ich las in den Kriminalberichten von Männern, die ausschließlich für die eine Seite ihres Daseins zur Verantwortung gezogen werden dürften, — für die ihnen bewußte.

Von Männern, die tagelang, Jahr für Jahr, ihren Geschäften mit der unumstößlichen Ruhe und Mühe und Regelmäßigkeit oblagen, wie man sie nur bei den ausgeglichenssten Naturen findet — um sich dann eines schönen Tages als schändliche, sinnlose, wahnsinnige Verbrecher zu entpuppen, deren Gehirne einem Chaos von Fäulnis und Kälte glichen.

Von Männern, die aus Rücksicht auf die Sicherheit der Menschheit die volle Strafe für ihre ohne Wissen und Willen, auf alle Fälle unter einer nicht aufgeklärten Form der Hypnose begangenen Handlungen erleiden müssen.

Mein Mitleid mit diesen Doppelcharakteren, die selbst nicht im Schlaf oder im Rausch den Zwiespalt ihrer Seele offenbaren, war groß wie mein Entsetzen, und ich machte es mir zur Aufgabe, das räthelhafte Innere jener Menschen auf dem Wege des Verstandes und des Gefühls zu erforschen, um ihnen dann zu ihrem Recht zu verhelfen. Aber die Arbeit schritt nur langsam weiter. Meine eigene gesunde, kräftige Natur ermangelte jeglicher Voraussetzung eines intimen Verständnisses.

Nicht einmal als ich selber eines in der Reihe jener bemitleidenswürdigen Individuen wurde, ist es mir möglich gewesen, zu begreifen, wie ein solches Doppelleben entstehen kann. Ich habe faktisch monatelang ein Doppelleben gelebt, zwei Existenzen geführt, von denen die eine unberührt von der andern war.

Aber dies gehört nicht hierher, das kommt später, und ich habe mir vorgenommen, alles in der Reihenfolge niederzuschreiben, in der die Ereignisse einander folgten.

Also, ich kam nach der Stadt, jung in meinem Beruf, übermütig und eifrig, voll Glauben an meine eigene hohe Bestimmung, als jemand, der viel Unrecht in der Welt gutmachen soll.

Natürlich freute ich mich darauf, wieder mit Allan zusammen zu sein, aber ich sah voraus, daß meine Arbeit, die der seinen so fern lag, fast meine ganze Zeit in Anspruch nehmen würde.

Die Hafenstädte gehören nicht zu den ruhigsten, und ich versprach mir reiches Material von den Verbrechen, die zweifelsohne an einem Orte begangen werden mußten, wo Menschen aus allen Ländern der Welt zusammenströmen.

Aus Rücksicht auf Allan hatte ich ihm jedoch gleich den Vorschlag gemacht, bei mir zu wohnen. Er schlug es auf seine gewöhnliche, kurze Art ab, ohne einen Grund anzugeben.

Am ersten Abend suchte ich meinen Bruder am äußersten Ende der Stadt auf, wo er bei einem Paar braver Handwerksleute wohnte. Vor dem Hause lag ein kleiner Garten, dessen zierliches Aussehen ich gleich, mit Recht, ihm zuschrieb. Und dann stand ich in seinem Zimmer, und wir sahen einander nach Verlauf von acht Jahren wieder, — so lange war es her, seit wir zuletzt am Sarge des Vaters in dem kleinen Dorf in Wales zusammengetroffen waren.

Ich stuzte bei Allans Anblick, als habe ich ihn halbwegs vergessen oder als habe er sich in diesen Jahren überraschend verändert.

Still und zärtlich war dies unser erstes Wiedersehen.

Wir umarmten uns, lange standen wir schweigend in dem stillen Zimmer, und in dieser kleinen Stube,

in diesem Augenblick der Stille, vergaßen wir die Jahre der Trennung, es war, als begegneten sich alle Gedanken, zu zweien, in innigem unerschütterlichen Verständnis.

Allan wirkte durch sein Äußeres, durch sein Wesen, durch seinen Blick wie eine von diesen schwermütigen Hochgebirgsmelodien, die, am Abend vor einer Berghütte gesungen, sich mit heiligem Frieden um unser Herz legen.

Wir wanderten von dannen — wie in jenen Tagen der Kindheit, wo wir uns, ohne Worte, zu den ersten Platanen hinabgaben, von etwas gezogen, das tief drinnen im Gemüt lag, von etwas, das sich nicht aussprechen ließ. Wir wanderten von dannen, bis zu den großen Wäldern. Es war ein Sommerabend. Die Straße war weiß. Steinhäusen lagen am Wegesrande gleich krummen, schlafenden Zwergen. Der feine Duft des Schierlings und weiße Nebel, leicht wie Flaumfedern, umschwebten uns.

Wir kamen an den Wald. Die Landstraße durchschnitt ihn. Rechts und links führten schmale Pfade tief in die Einsamkeit hinein. Wir gingen nebeneinander, nicht wie zwei Männer, sondern wie zwei junge Liebende. Allans Arm lag um meine Schulter, die meine um seine Taille.

Ich entsinne mich, wie Allan sagte: „Zuweilen ist es mir, als sei dieser Wald aus meinen Gedanken emporgesproßt, als sei jeder Baum, jedes Blatt, jeder Grassalm ein Teil meiner selbst . . . Vielleicht kommt

es daher, daß alle meine Träume hier entstehen — und zurückbleiben, wenn ich gehe. Könnte ich mein Leben umwandeln, möchte ich am liebsten an dieser Stelle als Baum zwischen Bäumen stehen, die Wurzeln im Erdboden, die Krone gen Himmel starrend . . .“

Es war an jenem Abend eine Offenheit, eine Mittheilbarkeit über Allan gekommen, wie ich sie nicht an ihm kannte und kaum begriff. Nur das eine verstand ich, daß er sich in diesen Jahren nach mir gesehnt und sich darüber geprümt hatte, daß unsere Wege sich nicht vereinen ließen. Ich benutzte seine Stimmung, um ihn zu fragen, warum er geschwiegen, als Vater nach seinen Zukunftsplänen geforscht hatte.

Allan blieb stehen und sah mich an. Das weiße Mondlicht verlieh seinem Antlitz die bleiche Zartheit einer Blume, die im Schatten erblüht ist. Er antwortete, und in seinem Blick lag eine unsagbare Zärtlichkeit und ein tiefer Kummer: „James, es war ja ein kleines Opfer, das ich dir brachte . . .“

„Mir? Wieso?“

„Ich wollte dasselbe werden wie du! Alles, was du geschrieben hast, habe ich gedacht . . . schon als Kind gedacht. Aber ich liebte dich, mehr als du jemals geahnt hast. Darum schwieg ich. Es sollte ja eine Wahl stattfinden. Der eine mußte dem andern geopfert werden . . .“

Allans Antwort traf mich ins Herz. Ich Egoist und Tor, der ich niemals die Wahrheit geahnt hatte

sondern ruhig meinen Weg gewandert war, über sein Glück dahin!

Allan fühlte, was in mir vorging: „Du hast dir nichts vorzuwerfen, James. Du bist an deinem rechten Platz, und ich freue mich über jeden Schritt, den du vorwärtsdringst. Wer weiß, vielleicht wäre ich dennoch auf der Stelle geblieben. Ich liebe die Menschen auf meine Weise, aber ich bin ihnen fremd. Du gehörst dem Leben. Ich bin der Mann der Einsamkeit. Das Leben hat keinen Reiz für mich. Ich komme mir vor wie das welke Laub, das umhergewirbelt wird und nur darauf wartet, zwischen die andern herabgefallenen Blätter niedergetreten zu werden . . .“

Ich sehe noch die hohe Gestalt vor mir, wie er im Mondlicht dort stand und zu mir redete — in sich selbst hinein. Und ich begriff, wie sein Leben dahingeglitten war. Die Einförmigkeit der Tage, die Dämmerungswanderungen zwischen den Freunden, den stummen, lauschenden Stämmen, deren Säfte wie das Blut in den Ädern rann, unaufhörlich bis zur Stunde, wo sie gefällt wurden.

Aber um mich nicht von der Behmut des Augenblicks zu Tränen hinreißen zu lassen, begann ich, ihm zu raten, praktisch und eindringlich. Die Jahre, die vergangen waren, die waren vergeudet, aber deswegen war es nicht zu spät, den Lebensplan zu ändern. Ich riet ihm, sofort den mühseligen

Beruf aufzugeben, mit dem er seinen Lebensunterhalt verdiente, und an das Studium zu gehen. Die Erfahrungen und die Gedankensumme, die er in diesen Jahren aufgespeichert hatte, konnten ihm später zugute kommen. Vielleicht konnte er gerade jetzt ausrichten, was er niemals erreicht haben würde, wenn er damals seiner Neigung gefolgt wäre. Viele vor ihm hatten in einem späten Alter begonnen und es dennoch weit gebracht.

Als ich ausgeredet hatte, entgegnete Allan, der Gedanke habe ihn wie ein Alpdrück geplagt, aber es sei jetzt unmöglich, — jetzt wie ehedem fehle ihm das nöthige Kapital.

Hiergegen wandte ich ein, daß mein Gehalt für uns beide ausreiche — außerdem sei das eine so geringe Vergeltung für das ungeheure Opfer, das er gebracht habe.

Allan erwiderte jedoch: „Du kannst selbst Verwendung für dein Geld haben. Du stehst in dem Alter, wo man heiratet, und ich will dir nicht zur Last liegen.“

Da erklärte ich mich denn bereit, ihm ein Darlehn zu machen. Allan antwortete:

„Ein Darlehn ist ein Darlehn. Ich könnte im gegebenen Augenblick einen Mord begehen, und mein Gewissen würde mich freisprechen, aber ein Darlehn ohne Aussicht auf Rückzahlung — niemals. Und nun wollen wir nicht länger über diese Sache reden. Ich habe den Wald hier — und ich habe dich. Ich wünsche nichts anderes und nicht mehr . . .“

Wir gingen weiter, und die Unterhaltung glitt in andere Bahnen, ich konnte mich aber von dem Gedanken nicht befreien. Als wir endlich heimkehrten, war der Mond untergegangen, und die Dunkelheit bedeckte alles gleich einem schwarzen und stillen See.

* * *

Während der ersten Monate war meine Zeit von den neuen Amtspflichten und von der Bekanntmachung mit den örtlichen Verhältnissen, die für einen Mann in meiner Stellung so überaus wichtig ist, derartig in Anspruch genommen, daß ich keine Gedanken für irgendwelche Geselligkeit hatte. Ich suchte meine Stadt kennen zu lernen, die Menschen kamen erst in zweiter Linie, vielleicht eine schlechte Methode, mir war es aber so am bequemsten.

Allmählich, als ich aus eigener Anschauung und durch meine Kollegen mit dem äußeren Wesen und den Eigentümlichkeiten meiner neuen Umgebung vertraut geworden war, erwachte auch das Bedürfnis, hinter die Mauern der Häuser zu sehen. Die Stadt war ziemlich groß, jedoch nicht größer, als daß nicht der Klatfch üppig wuchern konnte wie das Gras zwischen den Pflastersteinen ganz kleiner Städte. Jedes Haus schien seine geheime Geschichte zu haben, und wäre ich nicht

ein sehr nüchternen Zuhörer gewesen, so hätte ich mich sicher von dem von unheimlichen Begebenheiten so heimgesuchten Ort abgestoßen gefühlt.

Aber ich war nicht ganz unerfahren in der Kunst zusammenzuzählen, abzuziehen und das Fazit auf eigene Hand zu finden.

Als der Herbst kam, beschloß ich, bei einzelnen Kollegen und bei ein paar von den ältesten und angesehensten Kaufmannsfamilien der Stadt, an die ich Empfehlungen hatte, die ersten Visiten zu machen.

Bei dieser Gelegenheit hörte ich wieder und wieder van Grootens Namen und Haus nennen. Man fragte mich, ob ich Karten bei dem reichen Manne abgegeben habe, ob ich es zu tun beabsichtige und wann.

Allan war völlig schweigsam in bezug auf seinen Prinzipal wie auf alle andern Menschen gewesen, was mich nicht verwunderte. Aber jetzt blies man mir die Ohren so voll von verschiedenen Auffassungen über diesen Mann und namentlich über seine Tochter, daß meine nicht geringe Wißbegier entflammte und ich beschloß, die beiden kennen zu lernen.

Van Grootens Vergangenheit war, wunderbar genug für eine Stadt, deren Bürgerschaft nicht größer war, wie ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch. Man wußte — ohne eine Gewißheit dafür zu haben —, daß er sich seinerzeit in den englisch-holländischen Kolonien aufgehalten hatte, wo offenbar der Grund zu

seinen Reichtümern gelegt worden, und daß seine Gattin, eine stille, bleiche, erotische Schönheit, bald nachdem sie die Tochter Rachel adoptiert hatten, an einer Herzlähmung gestorben war.

Und daß er eine förmliche Abgötterei mit dieser Tochter trieb, die von der weiblichen Jugend der Stadt nicht nur nicht geliebt, sondern in demselben Grade gemieden wurde, wie sie die Männer anzog.

Woher sie kam, wußte niemand. Man vermutete aus Frankreich, aus Holland und aus Italien. Sie hatte keine Freundin. Ihre Kleidung war beleidigend bizarr, ihre Schönheit und ihr Hochmut ebenfalls.

Man verglich sie mit einem Vampir, indem man auf die rücksichtslose Weise hindeutete, in der sie mit Männern spielte und sie wieder wegwarf wie abgenutztes Spielzeug.

Alle Männer, die sich „in ihrem Garn“ befunden, hatten das eine miteinander gemein, daß sie nie wieder so wurden wie vorher und nicht zu bewegen waren, weder sie noch etwas, was sie betraf, auszuliefern.

Als Beweis für ihre unumschränkte Herrschaft über die Männer erzählte man mir folgendes: In einem der Zimmer im Seitenflügel hielt sie einen Künstler eingesperrt, der sich dazu entwürdigte hatte, anfänglich ihre Kleider zu zeichnen und sie dann zu nähen. Das Gerücht wollte wissen, sie habe diesen Künstler, einen armen Krüppel, in Paris getroffen,

habe eines seiner Bilder gesehen, die Art und Weise bewundert, wie das Modell in seine Gewänder gehüllt war, habe den Mann aufgesucht, das Bild gekauft, seine Dankbarkeit gekauft, habe sich so bei ihm eingeschmeichelt, daß er ein Sklave ihrer Launen wurde — bis sie dann schließlich seine Kunst und ihn selbst gekauft hatte.

Man wußte, daß sich dieser Mann, tagaus, tagein, nur mit Studien zu Trachten beschäftigte, die ihren krankhaft raffinierten Geschmack befriedigen konnten, daß er gelernt hatte zuzuschneiden und zu nähen, um die Arbeit selber ganz nach ihrem Gefallen auszuführen, und daß sein vermutlicher Lohn in einem Versprechen bestand, sie einmal malen zu dürfen.

Als Beispiel für ihre Verfeinerung beschrieb man mir einen großen Wintergarten, den van Grooten hatte anlegen lassen. In diesem Wintergarten machte sich jedoch hartnäckig ein übler Geruch bemerkbar, der wahrscheinlich von den vielen Tropenvögeln stammte, die in Bauern zwischen den Pflanzen aufgehängt waren, und von dem großen Bassin mit Goldfischen. Es war eine von van Grootens größten Belustigungen, dies Bassin von unten elektrisch zu beleuchten und dann die Bewunderungsrufe der Gäste zu hören, wenn die fetten, goldfarbigen Fische sich um das Licht zusammenscharten. Aber der üble Geruch bewirkte, daß sich die Gäste nur ungern lange auf einmal da drinnen aufhielten. Auch Rachel fühlte sich

unwohl dabei und beklagte sich dem Vater gegenüber.

Da ließ er eine Leitung in den Raum legen, mittels deren man, indem man auf einen Knopf drückte, den Wintergarten parfümieren konnte. Das Parfüm schien schwer und erhitzend zu sein wie alter Wein. Ja, einer der Geschäftsfreunde des Hauses, der lange im Orient gereist war und so ziemlich alles kannte, äußerte eines Tages, van Grootens parfümierter Wintergarten wirke auf ihn genau wie ein Opiumrausch, jedoch ohne die schrecklichen Nachwehen, die ein solcher im Gefolge habe.

Rachel van Grooten verbrachte täglich Stunden in dem feuchtheißen Raum, den sie beständig mit künstlichem Duft zum Ersticken füllte.

Jede Beschreibung von Rachel van Grooten befestigte mich in meiner Auffassung, daß sie ganz anders sei als die — verhältnismäßig wenigen — Frauen, die ich näher kennen gelernt hatte. Ich nahm mir vor, ihr Freund zu werden, um möglichst in das geheime Innere ihres Daseins einzudringen, das sie vor allen andern verbarg. Ich gestehe offen, es war von Anfang an ein Plan, der ausschließlich aus einem eitlen Selbstvertrauen hervorging.

Aber ehe ich meine Karten abgab, sprach ich mit Allan darüber. Er riet mir auf fast verletzende Weise davon ab, und wie gewöhnlich ohne weitere Er-

Klärung. Dies reizte mich, und ich ließ mich hinreißen zu sagen:

„Du verkehrst ja selber in dem Hause, was kannst du denn dagegen haben, daß auch ich dahin gehe? Ist Fräulein Rachel etwa so schön, daß du um den Frieden meines Herzens besorgt bist? Oder bist du bange, daß ich dein Nebenbuhler werden könnte?“

Ich konnte sehen, daß meine Worte ihn kränkten. Er atmete tief auf, als tue er seinem Zorn oder einem Geständnis Gewalt an. Dann antwortete er ruhig: „Du hast ja deinen freien Willen. Aber in bezug auf deine Äußerung, daß ich dort im Hause verkehre, magst du wissen, daß ich nur wenige Male dort gewesen bin, und daß ich das Haus nicht mehr betrete . . .“

„Warum nicht?“

Allan sah mich mit dem Blick an, der entfernte statt zu nähern: „Ich verkehre dort nicht mehr!“ wiederholte er.

Jetzt regte sich etwas in meinem Innern, eine Ahnung, oder wie man es nun nennen will, was mir abriet — wie man zuweilen vor einer Türe stehen bleiben und sich nicht entschließen kann, hineinzugehen — aber dergleichen hielt ich für krankhafte Nervosität. Je weniger ich eigentlich nach Allans sonderbarer Warnung den Wunsch hegte, sie kennen zu lernen, um so mehr stachelte ich mich an, es nun gerade zu wollen.

Am nächsten Sonntag ging ich zu van Grooten.

Das Haus lag an einer der wenigen stillen,

geschäftsboden Straßen der Stadt. Im Gegensatz zu gewöhnlichen englischen Häusern war es nicht sehr hoch, aber sehr breit, so breit wie drei oder vier andere Häuser zusammen.

Eine Art Portal in der Mitte verlieh ihm einen zugleich vornehmen und prablerischen Zug. Später erfuhr ich, daß das Portal, das von einem unternehmenden Architekten mit der alleinigen Absicht zu blenden erbaut war, eine treue Kopie von einem der Patrizierhäuser in Florenz sei.

Das Innere des Hauses war äußerst imponierend. Ich trat in ein Vestibül oder vielmehr in eine Säulenhalle mit Mosaikfußboden. Durch Glastüren sah man in den Wintergarten hinaus, rechts und links führten Türen zu den Wohnräumen. Der Diener geleitete mich durch ein paar mit Samt, Vergoldung und Bildern überladene Stuben in ein großes, helles Zimmer, wo mich van Grooten sehr freundlich empfing. Doch erschien es mir sowohl damals wie auch später noch oft, daß er mich mit dem Blick maß, mit dem man einen möglichen Feind mißt.

Er fragte mich eingehend über meinen Beruf aus, etwas, woran ich mich bereits gewöhnt hatte, indem ich mir klar machte, daß dieser Wunsch, von Verbrechen und Verbrechern erzählen zu hören, ganz einfach seinen Ursprung in dem kindlichen Interesse der Provinzbewohner an dem abenteuerlich Unerlaubten habe.

Ich kann nicht sagen, daß van Grooten unbedingt

abstoßend auf mich wirkte. Er war keineswegs so plump und platt in seinem Auftreten wie die meisten andern großen Geschäftsleute der Stadt, aber auch nicht so offen und brav.

Seine auffallend bleiche Hautfarbe im Verein mit dem großen schwarzen Bart, die Augen unter den überhängenden Brauen, die Hände, die sich gleichsam verkrochen, und die Stimme, die hohl klang — diese Außerlichkeiten ließen mich vermuten, daß der Mann seinerzeit während eines Aufenthalts in ungesunden Gegenden sich jenes klimatische Fieber zugezogen hatte, das seine Beute fast niemals freigibt.

Er sprach Englisch, aber mit holländischem Akzent. Seine Herkunft — selbst wenn der Name sie nicht verraten hätte — war unverkennbar.

In dem ein wenig trägen Laufe der Unterhaltung nannte er meinen Bruder, den er, wie es schien, sehr schätzte. Da ich wußte, daß mein Bruder nicht dieselben Gefühle für ihn hegte, ließ ich dies Thema sehr bald fallen.

Er bedauerte, daß seine Tochter nicht zu Hause sei, da sie es in weit vollkommenerer Weise verstünde, die Gäste des Hauses zu unterhalten, doch erbot er sich, mir sein Heim zu zeigen.

Ich, der ich die Neigung des reichen Mannes erriet, mit dem zu prahlen, was sein Eigentum war, ließ mich willig von einem Zimmer zum andern führen, ohne übrigens das geringste Interesse für das

zu fassen, was ich sah. Van Grooten machte vor einer Türe halt:

„Dahinein dürfen wir nicht gehen. Das ist meiner Tochter ‚geheimes Kämmerlein‘, wie wir es nennen. Dort empfängt sie ihre sehr guten Freunde, und auch die nur selten. Es sollte mich freuen, wenn Sie es in ihrer Gunst einmal so weit brächten. . .“

Ich stuzte, nicht über die Worte, sondern über die Betonung, die eine finster erschreckende Qual verriet. Als habe ein Blitz das Innere des Mannes gespalten und seine geheimsten Gedanken enthüllt, so ahnte ich in diesem Augenblick, daß van Grooten nicht nur die Tochter anbetete, sondern eine hoffnungslose, leidenschaftliche Liebe zu ihr empfand. Es tat mir leid um ihn, und ich beschloß, diese meine Ahnung allen andern vorzuenthalten.

Jetzt führte er mich in den Wintergarten, der offenbar sein Stolz war. Es war dies ein großer, runder Raum, halb in das Haus hinein-, halb in den Hofplatz hinausgebaut. Man hatte nicht übertrieben, wenn man von der Parfümierung dieses Raumes sprach. Die Luft war zugleich feucht, so daß man sie unwillkürlich mit allen Poren einsog, und erschlaffend schwer von süßen und bitteren Düften, die gleichsam aus der Erde aufstiegen und aus den Blättern jeder Blüte ausgehaucht wurden.

Van Grooten zeigte mir mit kindlicher Freude das große Mittelbassin, in dem die Fische träge umher-

flossen wie große, goldene Früchte, die von den Palmen herabgefallen waren, deren Zweige sich in Lücken zwischen den blanken Blättern der Wasserrosen spiegelten.

Um diesen Wintergarten, der an Größe mit einem botanischen Palmengarten wetteifern konnte, lief eine schmale eiserne Galerie herum, zu der man auf zwei Wendeltreppen, von beiden Seiten des Raumes, gelangen konnte.

Van Grooten zeigte hinauf. Ich sah eine Reihe schmaler, langer Fenster hinter der Galerie, die mit sonnengelben, seidenen Vorhängen verhüllt waren: „Das ist meiner Tochter Schlafzimmer.“

Wieder derselbe brennende Klang in der Stimme.

Und ich entsann mich, daß man von Fräulein Rachels Schlafzimmer gesprochen hatte, das mit morgenländischer Uppigkeit ausgestattet sei.

Van Grooten öffnete eine Thür nach dem kleinen Vorplatz, dessen Zweck nur war, zu verhindern, daß die kalte Luft unvermittelt zu den Pflanzen hindringt, und er zeigte mir den großen Hofplatz, der sich zwischen zwei langen, niedrigen Seitenflügeln bis an die Kontorgebäude erstreckte. Zwei Reihen Fliesen führten über die spitzigen Steine hin, mit denen der Hofplatz gepflastert war. Der Flügel an der rechten Seite wurde von der Dienerschaft bewohnt, auch befand sich dort ein Stall und ein Speicher. Der ganze linke Flügel diente der Herrschaft zu Wohnräumen und war — wie meines Vaters Pfarrhaus —

mit Efeu bewachsen, ebenso wie die niedrigen Kontorgebäude, deren schräge und schiefe Dachreihen nicht nur von hohem Alter zeugten, sondern auch auf einen Geiz des Besitzers schließen ließen, der in scharfem Gegensatz zu seiner übrigen Prahlsucht stand.

Er erklärte mir, daß hinter dem Kontor abermals ein Hof mit Lagerräumen liege sowie der Garten und die nach einer Gasse wendende Gärtnerwohnung.

Während wir dort auf dem sonntagsstillen Hofplatz standen, kam das Gespräch auf die Stadt und die Hafenverhältnisse, und van Grooten fand wieder Gelegenheit, auf meine Tätigkeit zurückzukommen.

Als wir ins Haus zurückkehrten, zeigte er mir, wie das eine Viertelelle starke Geldschrankschloß an der äußeren Thür am Tage ausgeschaltet und durch einen kleinen Türdrücker ersetzt werden konnte, so daß es dem Gärtner möglich war, aus und ein zu gehen, ohne den Umweg durch das Haus zu machen.

Wir hatten kaum den Wintergarten betreten, als ich gleichsam ein Zischen hörte. Fräulein Rachel kam auf uns zugegangen — gegangen oder geschlichen — oder sich windend.

Mein erster Eindruck von ihr war blindes, unerklärliches Grauen. Nie zuvor und nie später habe ich ein Wesen gesehen, das so viel Ähnlichkeit mit einer Schlange hatte wie dieser feine, lange, schwächliche Körper, der sich mir entgegenschlängelte. Er war beweglich und gleitend wie ein Gewässer und geheimnis-

voll wie ein unaufgeklärtes Verbrechen. Das Gesicht war ruhig, erstarrt wie eine Maske.

Weder damals noch jetzt hätte ich sagen können, ob Rachel van Grooten schön sei. Ich empfand nur den leeren, kalten Schrecken, der aus einer Stelle in meinem Innern aufstieg und meine Gedanken lähmte.

Sie reichte mir eine Hand, die lebend und bebend in der meinen lag wie ein zuckender, warmer kleiner Vogel. Und während ich die Hand hielt, war es, als hefte sich etwas an mich, das bei mir verblieb, als sie die Hand wieder zurückzog.

Unsere Blicke begegneten sich, und ich sah ihre Augen — golden, blau — ich weiß es nicht, weiß es nicht — sie glitzerten wie Glasscherben, die in der Sonne funkeln.

Sie schob ihren Arm in van Grootens und ließ mich voran gehen. Es wunderte mich nicht, daß sie schwieg. Als sie aber endlich sprach — die Worte an sich waren ohne Bedeutung —, da war es, als ob heilige Erinnerungen an Träume aus einer Zeit, ehe das Leben ward, sich um mein Herz zusammenfogen.

Ich nahm Abschied, und man ließ mich gehen.

Als ich auf die Straße hinauskam, in das blendende Sonnenlicht, in die reine Luft, fing ich an nachzudenken, und ich beschloß, nie wieder dies Haus zu besuchen. Auch Allan gegenüber wollte ich meinen Besuch nicht erwähnen.

Aber wo ich ging und stand, hörte ich noch immer das sachte Zischen des Kleides, sah ich vor mir diesen Körper, der einem rinnenden Strom gleich.

Wie man mit der Macht des Willens Einzelheiten vergessener Träume hervorzwingen kann, so tauchte noch Stunden später ihr Haar in meiner Erinnerung auf — nicht die Farbe, sondern der hohe, lebendige Fall des Haares und die weißlichgelben Nadeln, die gleich Knochensplintern hier und dort hervorlugten.

* *

Acht Tage später erhielt ich eine Einladung von van Grootens. Ich schrieb eine Absage. Aber in dem Augenblick, als ich den Brief in den Briefkasten stecken wollte, besann ich mich. Ohne Allan etwas von der Einladung zu sagen, nahm ich sie an.

Mit einem sonderbaren, höchst un männlichen Herzklopfen machte ich mich also auf den Weg nach dem großen Hause, diesmal aber hatte ich mich im voraus gegen jede Sinnesübertümpfung bewaffnet. War sie auch, wie die Leute sagten, ein Vampir, mich auszusaugen sollte ihr nicht gelingen.

Ach! ich hätte ebensogut sagen können: stünde eine Klippe auf meinem Wege, ich wollte durch sie hindurchgehen wie durch eine Nebelmauer.

Als ich mich dem Hause näherte, fiel mir ein

Umstand auf, der gleich Eindruck auf mich machte. Im Gegensatz zu andern Häusern in der Stadt, deren Fenster des Abends mit grünen Holzjalousien oder auch einfach mit grauen Rouleaus geschlossen waren, hingen hier vor allen Fenstern rote Vorhänge. Note Vorhänge von einer eigentümlichen durchsichtigen Blutklarheit, die das Licht da drinnen funkeln ließen, ohne daß man jedoch sehen konnte, was sich in den Zimmern zutrug. Nur wenn die Gäste sich bewegten, glitten große Schatten gleich Geistern der Finsternis vorüber.

Ich blieb unwillkürlich stehen und sah mir dies Mummenspiel an, ehe ich hineinging. Plötzlich bemerkte ich zwei Männer, die ebenfalls das Haus beobachteten, aber auf eine sonderbar nervöse Weise, als wenn sie ihr Interesse nicht verraten wollten.

Der eine von ihnen war ein kleiner Jude, den ich anfänglich zu kennen glaubte, als er aber den Hut über das Gesicht zog, meinte ich, daß ich mich doch wohl geirrt habe.

Der andere war ein junger, schlanker Mann, über dessen Antlitz und Gestalt eine eigene elastische Ruhe, ein Rhythmus lag, der mein Wohlgefallen erregte. Sein Ausdruck war gespannt, als ob er durch irgend-eine Gedankenverbindung etwas zu erzwingen bemüht sei. Ich hielt ihn — seinem Außern nach — für einen Künstler.

Jetzt ging ich über die Straße hinüber auf das Haus zu. Auch der Jude verließ den Bürgersteig und

schoß mit einer solchen Eile über die Straße, daß er, als die große Thür sich vor mir aufthat, ruhig da stand und die erleuchtete Halle da drinnen betrachtete.

Während der Diener mir den Rock abnahm, trat ein neuer Gast ein, der junge Mann mit dem gespannten Gesichtsausdruck. Erst jetzt wurde es mir klar, wie schön er war; aber im selben Augenblick verwandelten sich meine Gefühle — sie spalteten sich in Anziehung und Abstoßung.

Wie ich schon gesagt habe, wirkte mein Bruder Allan auf mich wie eine der wehmütig = düsteren Hochlandsmelodien. Dieser Mann aber war sein kräftigster Gegensatz. Er wirkte wie jenes magische Flötenspiel, von dem wir alle in unserer Kindheit gehört haben und nach dem wir alle uns mit geheimem Schaudern gesehnt haben.

Er begrüßte mich mit einem Lächeln, das dieselbe Süße, denselben Liebreiz, dieselbe unruheerweckende Unzuverlässigkeit besaß wie so manches Frauenlächeln. Obwohl er zuletzt kam, trat er vor mir in die Salons zur Linken der Vorhalle ein, und nicht ohne einen stechenden Reiz gewahrte ich den Charme, der über seinem Gang und in einer jeden seiner lässigen Bewegungen lag. Trotz der beherrschten Ruhe, die er zur Schau trug, ahnte mir, daß sein Wesen dem des Panthers gleich.

Als ich eintrat, stand die Tochter des Hauses in dem vorderen Zimmer in Unterhaltung mit dem zuletzt

angekommenen Gast. Da ich kein Verständniß von weiblicher Toilette habe, kann ich ihre Kleidung nicht beschreiben, nur so viel weiß ich, daß sie etwas sich eng an den Körper Anschmiegendes, Goldbraunes, schimmerndes trug, und darüber mehrere dünne Schleier in den Farben vom tiefsten Dunkel des Goldlacks bis zur zartesten lichten Farbe.

Zufällig sah ich die Spitze ihres Fußes, der wie eine grüne schuppenartige Haut glitzerte. Um den nackten Hals trug sie größere und kleinere grüne Steine. Ihr Haar zierten nur die weißlichgelben Nadeln, die mir alles andere als schön erschienen.

Zu meiner Freude bemerkte ich, daß der Zauber, den sie das letztemal auf mich ausgeübt hatte, geschwunden war. Ihre Hand ruhte still und unbekümmert in der meinen. Ihr Blick grüßte mich mit der freundlichsten Gleichgültigkeit. Selbst die Stimme, die neulich wie Teufelspiel auf die Nervenstränge meines Rückgrats gewirkt hatte, erreichte jetzt das Ohr nur als eine Reihe melodischer Töne.

Sie stellte mich ihrem Freund, Herrn Hookes, vor und erklärte mir zu meiner Überraschung, daß er auf van Grootens Kontor die Stelle eines Privatsekretärs bekleide.

Raum wollte ich meinen Augen trauen. War dieser Mann Schreiber in einem Handelskontor . . .

Späterhin am Abend, als die Stimmung nach Tische ihren Höhepunkt erreicht hatte, als die Schweig-

samen gesprächig und die Vielredenden zum Scheigen gezwungen wurden, kam das Gespräch auf Reisen. Ich, der ich nur so wenig von der Welt gesehen hatte, konnte nur von einem gelegentlichen kurzen Aufenthalt in Paris und in Amsterdam reden.

Van Grooten fragte mich eifrig nach Amsterdam aus, das er sehr genau zu kennen schien. Das Judenviertel wurde erwähnt. Ich fing einen zwischen van Grooten und seiner Tochter gewechselten Blick auf, einen hinterlistigen, wissenden Blick. Die Unterhaltung drehte sich um Reisen, die meisten der Gäste — es waren fast ausschließlich Herren — waren draußen gewesen. Ein älterer Mann sprach von Agypten als dem herrlichsten Winteraufenthalt und fragte Fräulein van Grooten, ob sie dort gewesen sei.

Rachel antwortete, und es klang wie ein Ausruf: „Ich bin nur im Sommer in Agypten gewesen.“

Auf die erstaunten Fragen, ob denn die Wärme dann nicht unerträglich sei, antwortete sie, gleichsam tief aus einer Erinnerung heraus: „Ich spürte nichts von der Wärme.“

Ich, der ich Agypten nur aus Reisebeschreibungen kannte, sagte: „Ich glaubte, es sei dort so heiß, daß selbst die Eingeborenen in den wärmsten Monaten des Jahres in einer Art Halbschlummer liegen.“

Rachels Augen nahmen auf einmal den gläserbenfunkelnden Glanz an, den ich bereits bei unserer ersten Begegnung bemerkt hatte. Sie ant-

wortete: „Vielleicht liegen die Eingeborenen im Halbschlummer. Ich kann Sie nur versichern, daß ich es nicht tat.“

Van Grooten sah zu ihr hinüber. Sein Blick schlug nieder wie eine Kralle: „Nein, Rachel hatte anderes zu tun als zu schlafen . . .“ Dann wandte er sich an uns: „Meine Tochter durchstreifte das Land auf Eseln und Kamelen, bald allein, bald in Begleitung irgendeines Beduinen, während wir hier daheim uns fast um sie totängstigten. Sie selber kennt keine Furcht.“

Einer der Gäste fragte: „Hielten gnädiges Fräulein sich aus Gesundheitsrücksichten oder lediglich, um Studien zu machen, so lange in Ägypten auf?“

„Lediglich weil es mir paßte!“ antwortete Rachel von oben herab.

„Und um zu sammeln, Rachel!“ Van Grooten hatte sich erhoben. Es schien mir, als schwanke er, dann sagte er mit seiner hohlen Stimme: „Rachel brachte unter anderm eine ganze Prinzessin mit nach Hause, Mumie und Sarg und Perücke.“

„Ist sie ausgewickelt?“ fragte man. Rachel schüttelte den Kopf: „Nein, sie schläft in Frieden!“

Hookes sah zu Rachel hinüber, ihre Blicke begegneten sich mit der Festigkeit eines Händedruckes: „Glauben Sie noch immer, daß sie auch träumt?“

Und Rachel antwortete, den Blick in den seinen gesenkt: „Ich denke es . . .“

Die Gedankenverbindungen, die hinter diesem Wortspiel lagen, ahnte ich nicht, um so mehr wunderte es mich, als sie flüsternd und ohne die Lippen zu trennen, fragte: „Wollen Sie meine Prinzessin sehen?“

Hoopes beugte sich vor, als habe er eine Vision. Seine Augen sprühten Flammen. Auch van Grooten hatte zweifelsohne das leichte Flüstern aufgefangen. Er starrte von Rachel zu mir und von mir wieder zu Rachel hinüber, er schrieb fast, — und es konnte mir nicht entgehen, daß die Worte eine andere Bedeutung als die buchstäbliche haben mußten:

„Haben Sie jemals von dem Abenteuer gehört, das Rachel da unten erlebte?“

Rachel schlug die Augen nieder. Sie schien in diesem Augenblick leblos wie ein Stein. Dann nickte sie, langsam, mit der wunderbar ergreifenden Hoheit, mit der Verbrecher zuweilen nach langem, wortreichem Leugnen endlich mit einer einzigen Neigung des Kopfes das Geständnis ablegen, das ihnen das Leben kosten kann.

Aber van Grooten war wie besessen von dem Bedürfnis zu reden. Ohne scheinbar Rachels wiederholte Aufforderung an mich, mit ihr zu gehen, zu beachten, fuhr er fort zu reden, und die hohle Stimme hob sich zu einem Dröhnen und fiel wieder zu klangloser Tiefe herab, während er sprach:

„Ja, das war wahrlich ein Abenteuer, das man nicht so leicht vergißt. Es war in Kurov, weißt du

noch, Rachel, in Luror? Wir wurden über den Fluß gesetzt, wir wollten nach den Königsgräbern. Rachel selbst hatte diesen Ausflug vorgeschlagen. Aber Rachel und ihr Eseljunge wurden von uns getrennt. Wir krochen in ein Grab nach dem andern, die reinen Wurmgänge, viel angenehmer wie die Katakomben von Rom erschienen sie mir nun nicht. Und kalt war es da, . . . wir kamen ja aus der Sonne. Nun, zuletzt wurden wir unruhig, und der Führer kletterte auf die Anhöhen hinauf und rief, aber niemand antwortete. Wir sahen einen Adler . . . einen Geier . . . sonst nur die Sonne. Wir riefen alle, wir schossen einen Revolver ab, Echo war da genug, aber die, die wir suchten, blieben verschwunden. Schließlich mußten wir glauben, daß sie vorausgeritten seien. Wir kehrten über den Fluß zurück, sie waren nicht da. Dann mieteten wir einige Duzend Esel mit den dazugehörigen Araberburschen, jeder mit einer Fackel . . . Es war ein stolzer Anblick, als sie über den Fluß fuhren . . . Wir saßen auf dem Balkon im Hotel. Und wir hörten sie zwischen den Bergen rufen und schießen . . .“

Ban Grooten schwieg und trocknete den Schweiß von der Stirn. Rachel stand noch immer mit gesenktem Kopf und gesenkten Lidern da.

„Gegen Morgen kam ein kleines Boot über den Fluß . . . es war Rachel. Sie war in einem der Gräber eingeschlossen gewesen, die noch nicht zu-

gänglich waren. Der Eseltreiber hatte sie dahineingeleckt und sie ausgeplündert. Und dann war er davongelaufen, und in der Dunkelheit war sie über einen Stein gefallen, und erst stundenlang später war es ihr gelungen, den Ausweg zu finden. Der Esel lag draußen und schlief. Aber das Sonderbarste kommt noch. Er, der Bursche, der Eseltreiber war und blieb verschwunden. Und wie sehr sich die englische Polizei auch bemühte, ihn zu finden, es ist nie wieder eine Spur von ihm entdeckt worden . . .“

Van Grooten trocknete sich abermals die Stirn. Rachels Lippen zitterten ganz schwach.

Jetzt sprach Hookes, und seine Worte, die mit einer großen, versöhnenden Milde gesprochen wurden, wirkten auf mich mit demselben Unbehagen, als habe er van Grooten mit einem Messer ins Gesicht geschlagen:

„Man muß wohl annehmen, daß der junge Mann mit seinem Raub geflohen ist, um der Strafe zu entgehen. Das erscheint mir äußerst natürlich. Er hat sich einfach verborgen gehalten, bis diejenigen, die ihn anklagen konnten, außer Landes waren!“

Van Grooten erwiderte: „Lieber Freund, Ihre Schlußfolgerung ist sicher die einzig richtige. Nur muß es sehr beschwerlich für den Burschen gewesen sein, sich die ganze Zeit verborgen zu halten. Meine Tochter blieb ja noch volle sieben Monate in Ägypten!“

„Doch wohl nicht ausschließlich in Luror, mein

gnädiges Fräulein?“ fragte ich, nur um sie zum Reden zu veranlassen.

Sie sah auf: „Nein, nicht ausschließlich in Luror!“

Ihr Blick zeugte von einer Todesangst, und ich fing einen Ausdruck wie von schwermütigem Triumph in van Grootens graublichem Antlitz auf.

Die Gäste begannen nun eifrig über dies Ereignis zu debattieren. Einige wunderten sich, daß der Araber seinen Esel nicht mitgenommen habe, Hookes aber erklärte sehr klug, der Esel hätte ihn ja verraten können, seine Flucht sei allein weit leichter auszuführen gewesen.

Ich wandte mich an Rachel: „Sie fragten, ob ich die Prinzessin sehen wolle! Meine Neugier ist aufs höchste angestachelt, und nun bitte ich Sie um Erlaubnis, sie sehen zu dürfen!“

Sie nickte, nahm meinen Arm, und wir verließen das Zimmer. Aber ich mußte meine ganze Körperkraft aufbieten, um nicht an der Seite zusammenzusinken, wo Rachel ging, so schwer hing sie an meinem Arm.

Ohne mir klar darüber zu sein, war ich plötzlich von dem tiefsten, zärtlichsten Mitleid mit diesem Kinde erfaßt, — dieser jungen Jungfrau, die sich an mich klammerte, als könne ich sie gegen etwas schützen, das geschehen war oder geschehen mußte.

Wir gingen durch die prächtig erleuchteten Räume, in denen sich hier und da einige Gäste niedergelassen

hatten. Wir blieben vor der Thür stehen, auf die van Grooten gezeigt hatte, indem er sagte: „Hier hinein dürfen wir nicht gehen, — dies ist das geheime Kämmerlein meiner Tochter!“ Und mein Herz begann zu pochen in wilder Furcht bei dem Gedanken, daß ich so bald für würdig befunden war, dies Zimmer zu betreten, das sonst nur den besten Freunden vorbehalten blieb.

Gleich als wir eintraten fühlte ich mich enttäuscht. Der Raum wirkte düster wie eine Krypta.

„Sehen Sie sich um,“ sagte Rachel. „Hier fühle ich mich in diesem ganzen Hause am wohlsten!“

Ich gehorchte und sah mich um. Die Wände und der Fußboden waren mit alten orientalischen Teppichen bedeckt. Hier und dort waren einzelne niedrige Kissen ausgebreitet. Die Decke selbst war mit einem dunklen Samtteppich verhüllt, der tief und blau war wie ein nächtlicher Himmel ohne Sterne. Dieser Teppich war wie ein Zeltdach über schlanken eisernen Säulen ausgespannt. In der Mitte hing eine alte Öllampe herunter, wie sie bei Tag und bei Nacht in den Synagogen brennt. Der Raum erhielt sein einziges Licht von den vier brennenden Dochten dieser Lampe, die nach den vier Weltgegenden zeigten.

Unter dieser Lampe stand der schmale, gelb und rötlich vergoldete Sarg, in dem die Prinzessin schlief.

Ich hatte im Britischen Museum so viele Mumien und so viele Schmucksärge gesehen, daß dieser Anblick an und für sich keinen Eindruck auf mich machte.

Als ich aber eine Weile davor gestanden hatte, befiel mich eine sonderbare Benommenheit. Es war mir, als ob mich die in Emaille gemalten Goldblizaugen des Deckels anstarrten, als erwarteten sie eine Antwort auf eine Frage.

Rachel trat so dicht an mich heran, daß jeder Nerv meines Körpers sie spürte: „Das ist meine einzige Freundin!“ sagte sie.

Es war mir nicht möglich zu sprechen. Die Stille und das Halbdunkel bedrückten mich — dazu kam noch, daß ich jetzt, allmählich einen sonderbar ermattenden Dunst zu spüren glaubte, der dem Fußboden oder dem Sarge entstieg. Später erfuhr ich, daß es ein Geruch war, der sehr häufig den Teppichen anhaftet, die in den Tempeln des Orients gebraucht worden sind.

Rachel entfernte sich von mir und glitt auf eins der Kissen nieder, wo sie sitzen blieb wie jemand, der im Gebet versunken ist. Sie war ganz in sich zusammengebrochen, war so klein geworden, daß ich fast einem Blendwerk gegenüber zu stehen glaubte. Wäre sie in diesem Augenblick zusammengeschrumpft wie ein Schatten und mit dem Raum verschwommen, so würde mich das nicht verwundert haben. Aber meine Gedanken umkreisten unaufhörlich die eine Frage: „Was will sie von mir?“

Ich sah zu ihr hinüber. Das dunkle Haar hatte einen so wunderbaren rötlichen Schimmer bekommen,

daß ich unwillkürlich im Zimmer nach dem Gegenstand suchte, der diesen Glanz verursachte. So lebensvoll war er, daß es schien, als laufe Blut unter dem Haar hin.

Unglücklicherweise mußte ich — ganz unwillkürlich — an die Worte denken, mit denen man sie mir geschildert hatte: — Sie gehört zu denen, die, ohne sich zu besinnen, ihrem Geliebten das Herz aus dem Leibe reißen würden, wenn ihnen die rote Farbe fehlte, um die Lippen zu schminken!

Sie rief, ich kam. Ich stand vor ihr. Sie streckte die Hände zu mir empor und zog mich an ihre Seite, und wieder hatte ich die Empfindung von etwas Süßem, Klebrigem, das von der inneren, brennenden, zitternden Fläche ihrer Hände auf mich überging:

„Ich will Ihnen ein Märchen erzählen! . . .“
Ich weiß nicht, was mit mir vorging. Ich lag zu ihren Füßen auf meinem Gesicht und schluchzte wie ein Kind.

Es pochte an die Thür. Der Zauber war gebrochen. Rachel flüsterte mit Lippen, deren Blut einen Feuerstrom in mein Inneres blies: „Ein andermal!“

Wir erhoben uns beide, Rachel ging mit unendlich leblosen Schritten über den Fußboden, als sei das Spiel der Hüften betäubt. Sie öffnete die Thür. Es war Hookes.

Ich hatte erwartet, Rachel empört über diese Störung zu sehen, aber sie griff sich an den Kopf, um die Gedanken zu sammeln und sagte dann: „Ach, Sie sind es, ich glaubte . . .“

Sie schwieg. Hookes schien Herr der Situation zu sein. Leicht und munter beschrieb er, wie die Gesellschaft zu gähnen angefangen habe, als die Wirtin verschwand, und wie er, um nicht selbst mitzugähnen, sich gezwungen gesehen habe, den Lebensquell — Fräulein Rachel — aufzusuchen.

Wir kehrten wieder zu der übrigen Gesellschaft zurück, wo die Unterhaltung munter ertönte wie das Schnattern auf einem Entenhof. Hookes hatte offenbar seine Schilderung von der Langenweile erfunden.

Jemand machte den Vorschlag, die Goldfische zu füttern, und nun begaben wir uns alle in den Wintergarten hinaus, wo van Grooten mit ganz menschlicher Anmut seine lieben und fetten Fische vorzeigte. Aber ich bemerkte, daß sich Rachel ihm fern hielt. Und als er sie rief, um ihr seine Viktoria Regia zu zeigen, die ein neues Blatt bekommen hatte, da tat sie, als überhöre sie den Ruf und begann eiligst, die schmale Wendeltreppe hinaufzusteigen, um eine reife Banane zu brechen, die sie entdeckt hatte.

Ich stand wie gebannt von dem Anblick ihrer Erscheinung. Im Hinaufsteigen hob sie leicht die vielen Gewänder, aus denen ihre Kleidung bestand, und da sah ich zum erstenmal ihren Fuß, einen sonderbar

langen, schmalen, rührend schmalen Fuß, der noch länger wurde und noch schmaler erschien in dem grünen Schuppenschuh, dessen Absatz so weit nach hinten saß, daß er eine gerade Linie mit der Ferse des Fußes bildete — wodurch der Bogen des Fußes unnatürlich lang wurde.

Ich wurde bei dem Anblick dieses Fußes wehmütig gestimmt, wie wenn ich kleine Kinder weinen sehe. Und es wunderte mich, daß er das Gewicht eines Körpers tragen konnte, selbst wenn dieser Körper schwächlich war wie der Rachels.

Sie kam herunter und reichte mir die Banane, die jedoch zu grün war, um gegessen zu werden und ich sah auf ihre Hand nieder. Rachel lächelte: „Sie finden, daß meine Hände zu dünn sind, nicht wahr?“

Ich nickte.

„Ja, es sind auch ein Paar sonderbare Hände. Sie sind ganz ohne Gelenke. Sehen Sie nur!“ Sie bog mit der Rechten die Finger der linken Hand hintenüber, da war nur ein kleiner Zwischenraum zwischen ihnen und dem Arm. „Und sehen Sie jetzt einmal!“ Sie rollte die Hand zusammen, so daß sie ein langes Rohr bildete:

„Wollen Sie aber wohl glauben, daß meine Hände wie Stahl sein können . . . wenn ich Verwendung dafür habe!“

Ich antwortete, ohne mir etwas Besonderes

dabei zu denken: „Von Ihnen würde ich alles glauben!“

Rachel zuckte zusammen, als lege sie meinen Worten eine andere Bedeutung bei, dann sagte sie: „Warum will Ihr Bruder nicht mehr zu uns kommen?“

Ich konnte mich nicht entschließen, das wenige zu sagen, was ich wußte, deshalb zog ich es vor, zu schweigen. Rachel sah mir starr in die Augen: „Sorgen Sie dafür, daß er kommt, ich entbehre ihn!“

Ich senkte den Kopf. Ihr Wille war mir schon in dem Maße Gesetz geworden, daß ich beschloß, dem Befehl nachzukommen, und sollte ich Macht gebrauchen.

Bald darauf brachen die Gäste auf. Hookes und ich gingen zusammen. Je länger ich mit ihm sprach, um so anziehender erschien er mir. Und als er mich schließlich bat, mit ihm zu gehen und den Abend mit einem Glase Wein bei ihm zu beschließen, willigte ich gern ein — vielleicht auch in der Hoffnung, aus seinem Munde etwas Näheres über Rachel zu erfahren.

Hookes wohnte, wie mein Bruder, in der Vorstadt, nur noch weiter hinaus. Auch er wohnte bei einem kleinen Handwerker, wo er zwei Zimmer im Erdgeschoß innehatte, während die Wirtskleute über ihm wohnten. In dem kleinen Vorgarten wuchsen, soweit ich bei Abend sehen konnte, nur ein paar alte Büsche und einige verkrüppelte Rosensträucher. Hookes war offenbar kein Blumenfreund.

Er fragte, ob er Licht anzünden solle, was ich verneinte, von der Voraussetzung ausgehend, daß man im Dunkeln vertraulicher redet.

Wir traten ein. Das Erste, was ich bemerkte, war ein eigener, feiner, milder Duft, den ich anfänglich einer Blume zuschrieb, die im Erblühen begriffen war, bis es mir klar wurde, daß es von einem künstlichen Parfüm herrührte.

Hookes ging im Dunkeln aus und ein, holte Zigarren, stapelte Kissen um mich auf und war ein äußerst fürsorglicher Wirt. Wir sprachen miteinander wie Menschen, die sich lange gekannt haben, und auf alle Fälle war die Offenherzigkeit von meiner Seite echt. Als ich jedoch Rachel van Grooten nannte, entschloß er sich mir und antwortete nur mit einer Frage.

Einmal beugte er sich zu mir hinüber, um mir Feuer zu geben, und dabei gewahrte ich in seinen sanften Augen einen seltsamen weitgeöffneten Ausdruck von Furcht und Haß. Gleichzeitig sah ich, daß sein Daumen jene viereckige, stumpf abgeschnittene Form hatte, wie sie Leute von meinem Fach nicht gern bei ihren Mitmenschen antreffen.

Aber diese unangenehmen Eindrücke verschwanden so schnell, wie sie gekommen waren. Hookes' persönliche Liebenswürdigkeit hatte mein Herz erobert. Ich kann wohl sagen, daß mir, mit Ausnahme von Allan, kein Mann so gefallen hat wie er.

Die Unterhaltung geriet nach einer Weile ins

Stocken. Obwohl es ganz spät im Herbst war, konnten wir am offenen Fenster sitzen, so weich und lind war die Luft. Hin und wieder hörten wir einen Wagen vorüberrollen, oder das Heulen eines Schiffes, das draußen im Hafen ein Signal gab, drang an unser Ohr. Sonst war alles still.

Ohne eigentliche Absicht sagte ich: „Jetzt möchte ich wohl, daß jemand die Flöte spielte!“

Hookes entgegnete: „Wenn Sie keine größeren Wünsche haben, so kann ich Ihnen dienen!“ Und er trat an einen Schrank, den er öffnete — jetzt merkte ich, daß der Duft aus diesem Schrank kam. Ich fragte: „Sagen Sie mir doch, welcher lieblicher Duft es ist, der Ihr Zimmer erfüllt.“

Hookes antwortete vom Schrank her: „Haben Sie den wirklich gespürt? Sie haben eine feine Nase! Ich will Ihnen zeigen, was es ist.“

Er legte die Flöte auf das Fensterbrett und kam dann mit einem spanartigen oder forbähnlichen Kasten von ungefähr einer Elle im Durchmesser zu mir hin: „Da haben wir den Missetäter! Es ist das Holz, das den Duft ausströmt, übrigens weiß ich nicht einmal, was für eine Art Holz es ist.“

„Woher haben Sie den Kasten?“

„Mein Herr, nicht alle Fragen lassen sich beantworten. Aber ich darf wohl, ohne Ihnen ein Geheimnis zu verraten, sagen, daß ich ihn von einer Dame erhalten habe!“

„Verzeihen Sie meine Indiskretion,“ sagte ich, ein wenig verlegen über die Zurechtweisung.

„Keine Ursache! Jetzt will ich spielen — erwarten Sie aber um Gottes willen keinen Kunstgenuss. Mein Spiel ist nur ganz mittelmäßig.“

Hookes setzte sich an das Fenster und begann auf seiner Flöte zu blasen. Mit einem eigenen Gefühl des Unbehagens entdeckte ich, daß sein Spiel ganz dem ersten Eindruck entsprach, den ich von ihm gehabt hatte. Nachdem er eine kurze Weile geblasen, mußte ich ihn bitten, innezuhalten. Das Spiel wirkte auf mich, als würde ich hypnotisirt von den sinnlich aufregenden Tönen, die sicher jemand anderm galten.

„Sie könnten wirklich Ihr Brot damit verdienen, schönen Damen auf der Flöte vorzuspielen,“ sagte ich, indem ich absichtlich einen übermütigen Ton anschlug. „Aber Sie würden riskieren, daß die Damen Haus und Heim vergäßen.“

Hookes erwiderte: „Ja, nicht wahr? Das ist ein gefährliches kleines Instrument. Ich habe oft gedacht, es müßte ganz anregend sein, ein paar giftige Schlangen zu haben, denen man vorspielen könnte, — aber wir sind ja in England!“

Als wir uns trennten, bat ich ihn, mich hin und wieder einmal zu besuchen, was er auch versprach.

Auf dem Heimwege versuchte ich, die Ereignisse des Abends noch einmal an mir vorüberziehen zu lassen — es ist dies eine Gewohnheit, die ich immer

gehabt habe, eine Art Tagebuch, das ich für mein Gedächtnis schreibe. Mit einem gewissen Erstaunen ward ich mir dabei klar darüber, daß ich in den beiden Stunden bei Hookes nichts über ihn erfahren hatte und daß der Name meines Bruders nicht einmal erwähnt worden war, während mein Bruder doch täglich mit ihm auf demselben Kontor zusammen war. Freilich war Hookes Privatsekretär bei van Grooten, und mein Bruder arbeitete in dem äußeren Kontor, aber trotzdem mußten die beiden allerlei miteinander zu tun haben.

* * *

Ich lebte en garçon, ohne vorläufig an eine Verheiratung zu denken. Trotzdem fing ich nach und nach an, mein Heim einzurichten, denn der Sinn für häusliche Gemütlichkeit ist stets bei mir vorherrschend gewesen. Zu diesem Zweck begab ich mich in müßigen Stunden oft auf die Wallfahrt nach den vielen kleinen Gassen am Hafen, wo die Althändler ihre Buden aufgeschlagen hatten. Es machte mir mehr Vergnügen, alte Möbel zu finden, als neue zu kaufen — etwas, das man wohl als Zeichen der Zeit bezeichnen kann — und in bezug auf alte Möbel war die Stadt ein wahres Dorado.

Diese Althändlerläden, die Seite an Seite mit Schifferkneipen und Heuerkentoren lagen, trugen ein

eigenartiges Gepräge, wie es wohl den Trödlerkellern aller Hafenstädte anhaftet. Sie gingen vom Vater auf den Sohn, von einer Generation auf die andere über, ohne daß der jeweilige Besitzer auch nur auf den Gedanken kam, nach seinem Vorgänger aufzuräumen. Oder auch ein Schankwirt, der die ewigen Prügeleien und Matrosenstreitigkeiten satt hatte, ging auf einen Tausch ein mit einem der bequemen Trödler der Straße, der seinerseits Vergnügen daran fand, hinterm Schenktisch zu stehen und seine Preise zu fordern, ohne sich auf langes Zeilschen einlassen zu brauchen.

Mir machte es Scherz, da unten in den Hafensstraßen herumzustoßern, und nicht selten geschah es, daß ich für billiges Geld ein hübsches Stück Möbel, ein gutes Bild erstand, von dessen Wert der Verkäufer keine Ahnung hatte. Aber ich ließ mir Muße, fragte nie nach dem, was ich zu kaufen beabsichtigte, bis ich mir den ganzen Kumpelkram hatte zeigen lassen.

Viele von den Männern in diesen Kellern und Läden waren seelenfroh über einen Kunden, der, wenn er auch nicht sonderlich viel kaufte, mit ihnen plauderte und ihnen die Zeit auf angenehme Weise verkürzte. Sie waren zum Teil ursprünglich Seeleute gewesen, die allerlei gesehen und erlebt hatten, was von großem Interesse für mich war. Es kam wohl gar vor, daß ich mein Abendessen einmal in einer der Kneipen ein-

nahm, weil ich mich nicht loszureißen vermochte von dem Zauber, den diese Umgebung auf mich ausübte, wie auch an der Lust, weiter in diesen Trödlerläden herumzuwühlen.

Mit Vorliebe besuchte ich einen ältlichen holländischen Juden, Simon Zumaijohn, der jedoch nicht in einem Keller wohnte, sondern seinen Laden in einem Erdgeschosß eingerichtet hatte. Dieser Jude hatte eine schlimme Hasenscharte, die weder seinem Gesicht noch seiner Stimme zum Vorteil gereichte. Aber über seiner ganzen gebückten, jammervollen Erscheinung mit den sanften, hündischen Augen lag ein solches Gepräge von dem Adel des Leidens, daß ich ihn unwillkürlich mit einer fast ehrerbietigen Rücksicht behandelte.

Er stank schlimmer als ein Has nach Knoblauch und Weißkohl, aber ich schützte mich durch eine beständig brennende Zigarre hiergegen. Wir wurden ganz gute Freunde, und wenn es ihm auch schwer wurde, zu vergessen, daß er nicht in ein Ghetto eingesperrt, sondern als Mensch mir gleichberechtigt war, hielten wir doch manch ein vertrauliches Plauderstündchen miteinander ab. Wenn er mich zufällig in der Straße sah — er pflegte in der Thür zu stehen und nach Kunden auszuspähen —, so trat er ganz in den Kinnstein hinaus, um meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Ging ich dann mit ihm hinein, so war er unermüdlich, mir seine Neuerwerbungen zu zeigen

oder die alten Sachen hervorzuholen, von denen er wußte, daß sie mein Interesse erregt hatten.

Währenddes plauderten wir über die Ereignisse des Tages dort im Hafenviertel oder er erzählte von seinem geliebten Amsterdam, wo er, wie aus seinen Worten hervorging, den größten Teil seines Lebens zugebracht hatte. Eine Zeitlang war er in einer der vielen Diamantschleifereien Amsterdams beschäftigt gewesen, und daher stammte die harte Haut an einzelnen der Fingerspitzen.

Unter andern Seltenheiten hatte er auch einen alten venetianischen Spiegel stehen, der mich sehr reizte. Aber sonderbarerweise wollte er sich nicht davon trennen. Ich versuchte ihn durch ein höheres Gebot zum Verkauf zu bewegen, in dem Glauben, daß seine Geldgier sicher die Erinnerungen, die, wie er sagte, an dem Spiegel hafteten, überwinden würde. Aber nein! Er nahm den Spiegel herunter, rieb die silberweiße Fläche mit seinem Kastanärmel — Simon ging immer in einer Art Kastan mit weiten Ärmeln und einem Gurt um den Leib — und starrte mit einer Zärtlichkeit in den Spiegel hinein, als sähe er nicht sein eigenes häßliches Bild da drinnen, sondern etwas Jugendliches, Schönes. Er vertraute mir an, daß der Spiegel mehr als zwanzig Jahre in seinem Besitz gewesen sei und dort bis zu seinem Todestag verbleiben solle. Ich mußte mich bei diesem Bescheid beruhigen.

Eines Tages war indessen der Spiegel verschwunden.

„Man hat ihn mir beim Handel abgeschwindelt,“ sagte er entschuldigend. „Ich konnte nicht nein sagen . . . es war jemand, der . . . ich konnte nicht nein sagen!“

Er schwieg so verwirrt, daß mir der Gedanke kam, der arme Alte trage sich mit Heiratsgedanken.

„Ja, aber entbehren Sie nun nicht Ihren Erinnerungsspiegel?“ fragte ich gutmütig neckend. Der alte Mann sah so demütig schwärmerisch vor sich hin, daß ich beschämt seine Hand nahm und sie drückte.

„Ach nein . . . ach nein . . . ich entbehre ihn nicht. Er kam in gute Hände. Er kam dahin, wohin er gehört . . .“

Dies kleine, an und für sich so unbedeutende Ereignis sollte später Einfluß auf die traurige Geschichte meines Lebens gewinnen.

Eine Woche später wurde ich wieder zu van Grooten eingeladen. Ich erinnerte mich des Versprechens, das ich Fräulein Rachel gegeben hatte, ich suchte Allan auf, um zu hören, ob auch er geladen sei. Er zeigte mir eine Einladung und erklärte, er ginge nicht in das Haus. Erst dann wiederholte ich Rachels Worte: „Sagen Sie Ihrem Bruder, daß ich ihn entbehre!“

Allan schien bewegt über die Worte zu sein. Er fragte mich: „Glaubst du dieser Dame.“

Es würde mir nicht möglich gewesen sein, diese direkte Frage mit einem Ja oder einem Nein zu beantworten.

Allan fragte noch einmal: „Um Gottes willen, James, du bist doch nicht in sie verliebt?“

Mein überlegenes Lächeln und die Lüge, die mir unwiderstehlich auf die Lippen trat, beruhigten ihn; er legte mir beide Hände auf die Schultern und sah mir lange in die Augen: „Gut für dich! Aber hüte dich, hüte dich davor, James, daß sie nicht die Stärkere wird! . . .“

Während wir so dastanden, hatte ich ein plötzliches Gesicht, oder wie man es nun nennen will. Es war mir, als ob eine Hand, eine kleine dünne und zitternde Hand, mit brennenden Fingern mein Herz umklammerte. Und dann, als ob ein Mund, glühend wie ein Feuer- schlund, anfange, mein Blut auszusaugen.

Allan fragte: „Bist du krank? Du zitterst! Du bist eiskalt! Was fehlt dir?“

Ich setzte mich nieder, schwindelig, angsterfüllt, besaß aber Geistesgegenwart genug, um zu sagen: „Mich hungert, lieber Bruder, ich habe heute so viel zu tun gehabt, daß ich die Mittagzeit vergessen habe . . . Aber nun muß ich sehen, daß ich nach Hause komme. Sage mir nur erst: Wirst du also am Montag zu van Grootens kommen?“

„Ja!“ . . .

Und er kam. Dahingegen sah ich Hookes nicht, entweder war er nicht geladen, oder er hatte abgesagt.

Als ich auf Rachel zutrat, um sie zu begrüßen, gewahrte ich Simon Zumaisohns Spiegel, der zwischen

zwei Fenstern aufgehängt war. Unwillkürlich sah ich den Spiegel so aufmerksam an, daß ich darüber Rachel fast vergaß, bis sie mich mit ihrem Fächer berührte.

„Ja, ist der nicht schön?“

Ich antwortete mit dem natürlichsten Tonfall von der Welt: „Ja, er ist so schön, daß ich Sie von ganzem Herzen darum beneide! Sie sind die glückliche Besitzerin des Spiegels geworden, der während der letzten beiden Monate meine, ich kann wohl sagen, größte Passion gewesen ist!

„Dieser Spiegel? Kennen Sie den?“

„Ach ja, den Spiegel und auch den Juden . . .“

Weiter kam ich nicht. Mit Rachels Antlitz war eine zornige Veränderung vor sich gegangen, sie wandte sich ab und schien plötzlich durch das Erscheinen eines neuen Gastes ganz in Anspruch genommen zu sein.

Den übrigen Teil des Abends sah sie mich nicht an und sprach auch kein Wort mehr mit mir.

In meinem innersten Innern war mir dies angenehm. Ich hatte mehr Furcht als Sehnsucht, tiefer in das Labyrinth von rätselvollen Gefühlen und Empfindungen, aus denen ihr Wesen bestand, hineinzudringen.

Und in meiner großen Einfalt glaubte ich mich schon von der Krankheit geheilt, die ihre Worte und ihr Blick und ihre Hände über mich gebracht hatten, als wir das letztenmal beisammen gewesen waren.

Ich trug den Kopf hoch und stolzierte zwischen den

anderen Gästen umher, leichten Sinnes und eine triumphierende Überlegenheit zur Schau tragend.

Rachel war an diesem Abend in einen nebelartigen Stoff gekleidet, hatte aber dieselben gelblichweißen Nadeln im Haar. Sie trug in ihrem einen Ohr eine weiße Perle, in dem andern einen funkelnden Rubin von der Form eines Bluttröpfens, der im Begriff ist, herabzufallen. Auf mich wirkte sie wie zwei verschiedene Menschen, je nachdem sie mir die rechte oder die linke Seite zuwandte. Es war wie das Leben und der Tod.

Ich bemerkte, daß sich, wenn sie lächelte, keine Muskel in der linken Seite ihres Gesichts rührte, wo die Perle saß, während die rechte Seite vor Leben flimmerte.

Es lag an jenem Abend etwas Schleichendes, Gefahrdrohendes, Lauerndes über ihr. In ihrem schattenhaften Schleiergewand glitt sie zwischen den Gästen aus und ein, als seien ihre Gedanken meilenweit weg. Kam sie durch einen Zufall in meine Nähe, so hatte ich dasselbe Gefühl einer elektrischen Entladung, wie ich es die seltenen Male empfunden hatte, wenn ich mich in der Nähe von wilden Ragen befand.

Allan erschien ihr gegenüber sehr kalt und gleichgültig, obgleich sie sich mehr mit ihm beschäftigte als mit irgendeinem der anderen Gäste. Kurz vor dem Aufbruch ward ich Zeuge einer kleinen Szene zwischen ihnen, die zugleich Eifersucht und Schmerz bei mir wachrief.

Es war draußen im Wintergarten. Sie standen

einander gegenüber, aber keiner von Beiden sprach. Ihre Augen bohrten sich in die seinen hinein, während sich die Pupillen langsam erweiterten. Die Lippen zogen sich von den Zähnen zurück. Ihre Ohren bewegten sich auf und nieder, die Kopfhaut zitterte, sodaß das Haar wogte wie in einem leisen Winde.

Sie blieb in diesem Augenblick nicht einem Menschen.

Allan maß sie mit ruhiger, eisiger Verachtung. Da zersprang etwas in ihr. Der Mund bebte wie der eines Kindes, das weinen will, und ihre Augen verschleierten sich.

Im selben Augenblick leuchtete das Lächeln, das seltene, in Allans Gesicht auf, als habe er einen göttlichen Sieg errungen. Ich wartete in sonderbarer Pein — zwei Schritte von ihnen stand ich, die Hand um den Stamm einer jungen Palme gekrampft, und sah die beiden Mund an Mund.

Aber ihre Stimmung war wieder umgeschlagen. Mit einem schrillen, spöttischen Lachen wandte sie ihm den Rücken und schlängelte sich fort.

Allans Hände sanken herab, seine Augen starrten verwirrt nach allen Seiten. Ich stürzte hin und packte ihn beim Arm: „Laß uns gehen!“

„Ja, laß uns gehen!“ antwortete er.

Wir gingen, ohne uns zu verabschieden.

Stundenlang schritten wir, Seite an Seite, die Landstraße entlang und durch den Wald. Allan

sprach nicht und ich kannte die Worte nicht, die ich hätte sagen können.

Körperliche Müdigkeit zwang uns schließlich heimzukehren. Als wir an dem Hause vorüberkamen, in dem Hookes wohnte, hörten wir Höltenspiel.

Vor Allan's Thür fragte ich: „Könntest du es dir denken, Rachel van Grooten zur Frau zu nehmen?“

Allan zögerte mit der Antwort, endlich kam sie aber — die Antwort, die so stark an meiner Seele genagt hat, zu einer Zeit, wo mein Mund geschlossen war, wo Allan schweigsam war wie ein Fremder. Er antwortete, und die Worte fielen mit großer Wucht: „James, wenn es einen Ort gäbe, wohin ich entfliehen könnte, um dem Gedanken an sie zu entgehen, so ginge ich auf meinen Füßen Tausende und Tausende von Meilen. Sie zur Frau nehmen? — Niemals. Weißt du, was geschehen würde, wenn sie meine Frau wäre? Eines Tages, früher oder später, wenn sie mich so ansähe wie jetzt, heute abend, würde ich sie morden. Morden würde ich sie, sage ich. Dies Lachen wirkt ja wie die Pest . . . Ich liebe Rachel van Grooten nicht. Und ich will nicht ihr Narr sein . . . Beruhige dich aber. Sie begnügt sich nicht mit einem Stümper wie ich es bin. Aber du — du hast vielleicht Chancen!“

Die letzten Worte wurden in einem absichtlich verletzenden Tone gesagt, ich tat jedoch als überhörte ich ihn.

Auch nicht eine Sekunde kam mir der Ge-

danke, daß Allan Rachel nicht liebte, noch weniger, daß er sie nicht zur Gattin haben wolle. Aber wir belogen einander ja, ach, schon damals, als es noch nichts zu verschweigen gab.

Ich war unsagbar müde, doch ging ich nicht nach Hause. Mein Gemüt war in dem Maße die Beute eines Kampfes der widerstrebendsten Gefühle, daß ich mich nicht zur Ruhe begeben konnte, bevor ich nicht meinen Seelenfrieden wiedergefunden hatte. So schlenderte ich denn wieder hinaus, durch die Straßen der Vorstadt. Hookes' Spiel mich zog mit magischer Kraft. Ich entsann mich aus meiner frühesten Kindheit, wie ich Abend für Abend von den einformig-melancholischen Tönen einer Sackpfeife in den Schlaf gelullt war. Ein alter geisteschwacher Bauer, der auf dem unserm Pfarrhause gegenüberliegenden Gehöft wohnte, spielte sie. Er schlief am Tage und spielte des Nachts. Er sagte, er spiele den Toten auf.

Jetzt lockte mich Hookes' Flötenspiel. Ich hatte ein Gefühl, als ob diese Töne, und nur sie allein, mir den nötigen Abendfrieden bringen könnten. Ich beschloß, mich in den Schatten eines der zunächstgelegenen Häuser zu stellen und dort zu lauschen, bis ich ruhig wurde.

Hookes blies eine kleine Melodie, blies sie wieder und wieder mit derselben monotonen, irritierenden und doch bezwingenden Ausdauer, mit der gewisse Nachtvögel klagten, wenn die Dunkelheit hereinbricht.

Ich würde, wenn möglich, noch erregter, als ich schon war, wollte gehen, forteilen und — blieb.

Da sah ich eine Gestalt, eine schlanke, mädchenhafte Gestalt, die sich hastend und gleitend, wie der Schatten auf einer Mauer, näherte. Ein wahnsinniger Gedanke durchzuckte mich: „Das ist Rachel! Niemand außer ihr hat diesen Gang! Niemand außer ihr gleitet so dahin!“

Und dann kam ich zur Vernunft und sah meine Torheit ein. Aber jetzt schwieg das Spiel.

Ich ging nach Hause. Die ganze Nacht warf ich mich hin und her. Ein Alpdruck, häßlicher als der andere, badete mich in kaltem Schweiß. Schließlich zündete ich Licht an. Erst als der Tag graute, schlief ich ein.

* * *

Schon am folgenden Tage trieb mich eine gewisse qualvolle Neugier zu dem Juden; er war gegen seine Gewohnheit äußerst still und zurückhaltend. Ich war Menschenkenner genug, um sofort zu wittern, daß hier, seit wir zuletzt miteinander gesprochen hatten, etwas vorgefallen war, und ich erriet instinktmäßig, daß dies Etwas mit dem Spiegel in Zusammenhang stand. Aber ich ereiferte mich nicht. Erst nachdem ich lange über alles mögliche geredet hatte, sagte ich — den Rücken dem Juden zugewendet, aber vor einem

Schrank stehend, in dessen Glasscheiben ich sein Mienenspiel beobachten konnte:

„Ich kann Sie von Ihrem venetianischen Spiegel grüßen!“

Der alte Mann flocht die Hände ineinander und schielte ängstlich zu mir hinüber: „Der Spiegel!“ sagte er dann. „Ja, wer kann wissen, wo der gestrandet ist! Ich verkaufte ihn an einen Freund, aber neu-lich, als ich ihn besuchte, hatte er ihn schon wieder verkauft!“

Ich blieb eine Weile regungslos stehen und ergöhte mich an seinen verwirrten Ausreden, worauf ich lächelnd sagte: „Mein Gott, Mensch, warum wollen Sie denn mir eigentlich durchaus etwas aufbinden? Sie haben den Spiegel ja an Rachel van Grooten und an niemand sonst verkauft!“

„Rachel . . . van Grooten!“ Er zischte die Worte zwischen seiner elenden Hasenscharte hervor, es war halb ein Flüstern, halb ein Schrei. Er spernte die Augen auf, als sehe er in einen Himmel hinein, zu dem ihm für ewig der Zutritt versagt war. Seine Lippen bewegten sich, als spreche er ein Gebet.

Ich bereute mein rücksichtsloses Vorgehen und sagte schlicht: „Verzeihen Sie mir! Ich wußte nicht, daß Sie Fräulein Rachel näher kannten . . .“

Aber der Jude wich nicht nur rückwärts auf die Tür zu, sondern er streckte auch die Arme aus, als sei ich ein böser Versucher, und dann lief er, lief mit

seinen jammervollen, watschelnden, watenden Schritten auf die Straße hinaus. Und als ich Miene machte, ihm zu folgen, um ihn zu beruhigen, lief er weiter und bog um die nächste Ecke.

Was sollte ich machen? In diesem Gewimmel von winkeligen Gassen und schmalen Durchgängen, in diesem Wirrwarr von alten Häusern und Hofräumen, die fast nach allen Seiten Ausgänge hatten, war es ebenso schwer, einen Menschen zu finden, wie eine verlorene Münze. Ich gab mein Vorhaben gleich auf, in der Hoffnung, daß er, wenn das erste — mir unerklärliche Entsetzen sich gelegt hatte, einsehen würde, daß ich nichts Böses im Schilde führte, und ruhig zurückkehren würde.

Währenddessen aber war es meine Pflicht — soweit es in meiner Macht lag — seinen Laden zu bewachen. Die Thür stand offen, jeder konnte von der Straße aus hereinkommen und nehmen, was ihm beliebte.

So kehrte ich denn in den Laden zurück, fest entschlossen, zu warten. Aber die Zeit wurde mir recht recht lang. Um sie zu verkürzen, begann ich, die vielen Sachen zu durchstöbern, die er im Laufe der Jahre zusammengehäuft hatte. Aber das meiste hatte ich schon gesehen, und er ließ sich noch immer nicht blicken.

Aus dem Laden führte eine Thür in ein Hinterzimmer, in dem er offenbar schlief und aß.

Ich rechnete nun mit der Möglichkeit, daß er auf

einem Schleichwege zurückgekommen war und nur darauf wartete, daß ich gehen sollte. Es war meine Absicht, mich nur hiervon zu überzeugen und mich dann zu entfernen, um den guten Mann nicht noch mehr zu betrüben.

Ich öffnete die Thür, er war nicht da — aber jetzt war es mir nicht möglich, die Thür wieder zu schließen, ohne mir zuvor dies, das sonderbarste aller sonderbaren Zimmer gründlich einzuprägen.

Unter dem Fenster stand ein kleiner Klapptisch mit einem Binsensstuhl davor. Auf dem Fensterbrett waren, wie auf dem Bord einer Speisekammer, Hausrat, Tassen, Löpfe, Pfannen, Büchsen mit Mehl und Fett und Milch zusammengestaut. In einer Ecke, dicht neben dem kleinen dreibeinigen Kochofen, stand ein Sack mit Kartoffeln und davor lag ein Haufe Kohlköpfe. An Nägeln hingen Zwiebelbunde. An Nägeln hingen Kleider. In einer andern Ecke lagen eine dünne Matraze und ein Paar elende Decken, ein Lager wie für einen Hund.

Mitten im Zimmer aber stand eines der altmodischen jüdischen Ehebetten mit Säulen und einem Baldachin. Über das Bett war eine Decke aus Leinwand gebreitet, die so dicht schloß wie ein Leichentuch. Ich entfernte die Decke in gedankenloser Neugier. Und siehe da! Das Bett war aufgemacht mit seidenen Decken und Kissen, durch deren Spitzenecken man die blanke Seide schimmern sah. Aber das Bettuch

und die Spitzen waren vergilbt, nicht vom Gebrauch, sondern weil sie jahrelang unbenutzt gelegen hatten.

Ich rieb meine Augen und griff mich an die Stirne, nein, es war kein Traum. Ich befühlte die Steppdecke, Eiderdaunen und Seide. Und die Leinwand war jene feine, flämische, die nicht mehr im Handel ist, zufällig konnte ich sie, die Altardecke in meines Vaters Kirche war aus demselben feinen, glanzvollen Gewebe gearbeitet. Und die Spitzen, sie mochten aus Mençon stammen oder der Béguinage in Gent ihren Ursprung verdanken, waren schön und kostbar.

Aber was bedeutete dies aufgemachte und unbenutzte Bett, das eingehüllt und gegen Staub geschützt, dort stand und wartete? Wer hatte hier geruht? Wem war es zugebracht?

Ich ging weiter in meinen Untersuchungen, ich schlug die Decke zurück. Dort lag ein Nachtgewand, benutzt, zerknittert, wieder geglättet und mit großer Sorgfalt in seine ursprünglichen Falten gelegt, ein langes und durchsichtiges Nachtgewand, aus dem Stoff, den man Batist nennt. Unter dem Kopfkissen lag ein Taschentuch. Ich breitete es aus, um zu sehen, ob es gezeichnet sei. Ja, ich las zwei Buchstaben: R I.

Meine Phantasie fing an, aufzubauen.

Ich tastete an den Seiten des kleinen Klapptisches entlang. Die Schublade war abgeschlossen. Ich fand

nicht mehr. Es war nun auch so dunkel, daß ich die einzelnen Gegenstände kaum mehr unterscheiden konnte. Noch eine Weile wartete ich, dann ging ich meiner Wege. Um diese Zeit würden die Leute wohl, wenn der Laden nicht erhellt war, glauben, daß Simon Zumaisohn einen seiner Festtage feiere und deswegen seine Thür abgeschlossen habe.

Eins tat ich noch. Ich steckte das kleine dünne Taschentuch ein.

Ich hatte ein Gefühl, als irre ich in einem ungeheuren Labyrinth herum, und daß es vom Zufall abhängen würde, ob ich mich jemals wieder hinausfand.

Ich fand mich hinaus . . . aber wie? . . . wie? . . .

Als ich an jenem Abend in meine Wohnung kam, meldete man mir, es läge ein Paket von Fräulein van Grooten da. Es lag mitten auf meinem Tisch. Ich öffnete es: Der Spiegel! Der venetianische Spiegel!

Auf eine Karte, die den Spiegel begleitete, hatte Rachel geschrieben — ihre Schrift war dünne und unsicher, aber von eigenem, sich neigendem Liebreiz:

„Anbei der Spiegel, um den mich zu beneiden Sie die Freundlichkeit hatten. Aber nehmen Sie sich in acht, mein Bild sitzt darin.

Mit Gruß Rachel van Grooten.“

Unter diesen Zeilen stand mit noch kleinerer, noch schrägerer Schrift: „Das Märchen sollen Sie hören

— bei passender Gelegenheit. Ich halte stets, was ich versprach.“

Von dem Augenblick an, wo dieser Spiegel in meinem Besitz war, umkreisten meine Gedanken sie wie in einem Ring, als sei der Spiegel wirklich verzaubert.

Wenn ich allein war, saß ich manche Stunde da und starrte und starrte auf seine stockfleckige Fläche, und sah Rachel vor mir . . . immer Rachel . . . sah ihren Blick . . . hörte ihre Stimme . . . spürte ihren sonnenheißen Atem. Und jede Nacht lag das kleine Taschentuch unter meinem Kopfkissen und jeden Tag trug ich es an meinem Herzen. Vergilbt war es, vergilbt wie ein welkendes Blumenblatt . . .

Ich ließ eine lange Zeit vergehen, ehe ich Simon Zumaisohn wieder aufsuchte — und da war er fort. Ein anderer Mann hatte den Laden übernommen, niemand wußte, wohin der Jude gegangen war.

Ich gab mir große Mühe, um in die Hinterstube zu gelangen, denn im Laden war noch Simons ganzes Lager an Plunder und Gerümpel. Endlich gelang es mir.

Der Klapptisch stand da und der dreibeinige Ofen, aber das Bett war verschwunden.

*

*

*

Es war und ist meine Absicht, ruhig und in natürlicher Reihenfolge jene traurigen Ereignisse, jene schrecklichen Irrtümer, jene rätselhaften Einmischungen des Zufalls niederzuschreiben — ohne etwas zu verbergen, aber auch ohne etwas hinzuzufügen.

Ich bin noch ein junger Mann. Mein Leben ist vernichtet, selbst wenn ich lebe, bin ich tot. Es bleiben mir nur noch diese meine Erinnerungen, an denen Blut und Kummer flebt.

Ruhig will ich das alles berichten — so ruhig, wie mein zitterndes Herz es vermag. Ich fühle, daß das, was kommt, weit qualvoller niederzuschreiben sein wird, als alles das, was bereits auf dem Papier steht, und es ahnt mir, daß ich hin und wieder die Feder werde hinlegen und Stunden warten und mein Gemüt werde beruhigen müssen, indem ich über das weite herrliche Thal hinaussehe — das hat seine Schönheit und seine Anziehungskraft auf mich noch nicht verloren. Hier wurde ich geboren, hier wanderten Allan und ich im Sonnenschein und Regen. Die Platanen stehen noch da. Ich sehe sie wie einen dunklen Fleck in der Ferne. Ich habe sie nicht aufgesucht. Ich will es auch nicht . . .

Sollte sich hier aber in dies mein Geständnis etwas Unklares, Verwirrtes einschleichen, sollte die Einheit Mängel aufweisen, so bitte ich, daran zu denken, daß ich selbst noch so durchschauert bin von dem, was geschehen ist, so erregt, so krank an der

Seele, daß ich nicht ganz die Herrschaft über mein Gedächtnis habe oder haben kann.

Nicht daß ich etwas vergessen könnte. Vergessen . . . Gott gebe, daß ich vergessen könnte! Das, was mich martert, ist gerade meines Gedächtnisses ewiges Widerspiegeln des Vergangenen, aber so wie man nur eine Melodie in seinem Ohr haben kann, so kann auch das Gehirn nur ein Ereignis auf einmal wiedergeben.

Es kann eine gewisse Unordnung in die Darstellung hineingeraten. Ich kann — in dem Glauben, daß es bereits niedergeschrieben ist — dies oder jenes überspringen, das ich hätte mitnehmen sollen, ich kann auch — vielleicht — zweimal dasselbe erzählen. Man möchte mir das verzeihen.

Fragt wohl jemand: „Warum schreibt er dies nieder, da es ihm doch eine so grenzenlose Qual ist“, so muß ich antworten: „Ich werde dazu getrieben, wie ich zu allem übrigen getrieben wurde.“

Eine andere Absicht habe ich nicht damit, nicht die allergeringste. Mitleid erregen . . . ach nein. Die Menschen sind so verschieden. Viele werden sich mit Abscheu von diesem abwenden. Andere werden mit dem nachsichtigen Blick eines Arztes richten, aber ohne zu verstehen.

Aber jetzt, wo alles vorüber ist, wo nichts von dem, was geschehen ist, ungeschehen gemacht werden kann, wo keiner der Toten wieder ins Leben zurückgerufen werden kann, jetzt wünsche ich — nur im

Traum — noch einmal meinen Bruder wiederzusehen, so wie er war, ehe dies Gewalt über ihn bekam und über mich.

Noch einmal möchte ich --- wenn auch nur im Traum — mit ihm in das Thal hinabwandern und an seiner Seite unter den großen Platanen ruhen . . .

Möge der Traum mir gnädig sein . . .

* * *

Abermals traf ich den Juden.

Es war ein paar Wochen später. Ich trieb mich am Abend im Hafen herum. Ein Schiff, das grade aus Alexandrien angekommen war, löschte Zwiebeln und Baumwolle.

Der Anblick der großen Ballen, die mit hohlem Bummis zur Erde fielen und allmählich in erstaunlicher Eile zu gelblichgrauen Bergen aufgehäuft wurden, ergötzte mich. Ich sah dem Treiben mit demselben unbewußten, friedlichen Interesse zu, mit dem man stundenlang die gleichgültigsten und einförmigsten Dinge beobachten kann, während die Gedanken sich ausruhen. Der Gestank von den Zwiebeln erfüllte die Luft ringsumher.

Auf dem niedrigen Bollwerk sah ich Simon Zumaisohn sitzen, sicher, einzig und allein, um diesen, allen andern so widerlichen Geruch einzuatmen. Das

Haar stand ihm in Strähnen ab. Offenbar war er seit vielen Tagen nicht aus den Kleidern gewesen.

Es ahnte mir, daß er von einem Ort zum andern umbergewandert war, rastlos, getrieben von einer Angst, deren Ursache mir unbekannt war, und die doch in leiser Verbindung mit etwas stand, das mich selbst betraf. Eine Angst, die ihn veranlaßt hatte, seine Wohnung, seine Tätigkeit, seinen Besitz, alles aufzugeben. Diese Angst hatte ihn getrieben, auf Treppen, in Torwegen oder gar hier am Hafen auf Lößchplätzen zwischen Baumwollballen, Häuten, Kornsäcken und Zuckertonnen zu übernachten.

Lange währte es, bis er mich entdeckte. Seine erste Eingebung war offenbar, sich ins Wasser zu stürzen, aber mochte sich nun die Angst vor dem nassen Element oder ein plözlich hervorbrechender Lebensdrang geltend machen, genug, er fing an zu laufen, so schnell die armen Plattfüße ihn tragen konnten.

Matrosen und Lastträger sandten ihm Lachsälven nach. Er fiel über einige eiserne Stangen. Dort fing ich ihn. Er hatte sich verletzt und mußte meine Hilfe annehmen, um wieder auf die Beine zu kommen.

„Hören Sie einmal, Simon Zumaisohn,“ sagte ich zu ihm, „Sie haben keinen Grund, vor mir zu fliehen. Ich habe nie, weder früher noch jetzt, Böses gegen Sie im Schilde geführt. Es muß ja ein häßliches Mißverständnis vorliegen, und das will ich jetzt aufgeklärt haben.“

Der arme Mann sah mich an, als sei er um sein Leben besorgt. Ich klopfte ihm auf die Schulter und fühlte dabei, was auch sein Gesicht verriet, daß er entsetzlich abgemagert war. Vorsichtig lotste ich ihn durch das bunte Gewirr des Hafenplatzes, das aus Schienen, Tonnen, Pfählen und losen Steinen bestand.

Ich trug dem ersten besten Schutzmann auf, einen Wagen zu beschaffen, in den ich den Juden mit großer Mühe hineinkomplimentierte. Er wagte nicht, sich gleich zu setzen, sondern betrachtete trotz seiner Todesangst das Fuhrwerk mit Ehrfurcht und Ehrerbietung.

Um nicht unnötiges Aufsehen zu erregen, ließ ich den Wagen schließen, und wir fuhren schleunigst — die Atmosphäre war zum Ersticken — nach einem Restaurant, in dem ich einigermaßen bekannt war. Der Wagen hielt, während ich Speise und Trank für den Juden bringen ließ, dessen Augen vor Angst und Rührung voll Tränen standen. Hin und wieder murmelte er etwas durch seine Hasenscharte, aber ich konnte nicht klar darüber werden ob es hebräische Gebete, ob es Lobgesänge über das Essen waren, oder ob mir die Worte galten. —

„Jetzt fahren Sie mit mir nach Hause, Zumaisohn, und wir reden einmal offen über die Sache, nicht wahr?“

Er schielte zu mir hinüber, und ich ließ ihn nicht

aus den Augen, überzeugt, daß er die erste Gelegenheit benutzen würde, um mir zu entwischen, und sollte er durch die Fensterscheibe springen.

Unterwegs sprach ich mit ihm, er zitterte wie Espenlaub und kroch zusammen wie ein krankes Tier.

Zu Hause angelangt, brachte ich ihn nach langem Weigern in einem bequemen Stuhl unter, und nun fing er wirklich an, wieder zu sich zu kommen. Da erblickte er, bei einer Wendung des Kopfes, den venezianischen Spiegel. Sein schon im voraus fahles Gesicht ward wie Pergament, die Augen waren blutunterlaufen und die Finger suchten in dem Raum herum wie Fangsänden.

Ich befürchtete eine Gehirnblähmung. Aber er tauchte den Kopf hinab in die weiten Arme seines Kastrans und schluchzte wie ein Kind.

Da fing ich an, ihn sanft zu trösten und ihm zu erklären, daß ich mir schon längst klar darüber gewesen sei, daß Rachel van Grooten seine Tochter sein müsse.

Er zog meine Hand an sich und küßte sie, trat an den Spiegel heran und betrachtete ihn mit unsagbar rührender Zärtlichkeit, während er mit dem Armel des Kastrans über die vom Atem betaute Fläche fuhr, als wolle er die Erinnerungen zu vollerer Klarheit hervorzaubern.

„Nein, nein . . . Ich sprach zu meinem Herzen, und ich sprach: Töchterchen, Töchterchen, Blut von meinem Blut . . . und in meinem Herzen lachte es.

Aber es war die Lüge des Loren. Rachel gehörte mir nicht. Nicht ein Haar auf ihrem Haupte, nicht ein Nagel an ihrem Finger. Sie war nur ein Darlehn . . . Der große, ewige Gott sah herab auf Simon Zumaisohn in all seiner Einsamkeit und sagte: „Dir will ich eine Freude gönnen, dir will ich ein Darlehn geben . . . und lieblich, lieblich war das Darlehn, aber es war nur ein Darlehn, kein Geschenk . . .“ Aber die Haare, die sie sich jeden Tag auskämmte, wie ein kleines Seidengespinnt, die gab sie mir, und die hob ich auf . . . Kennen Sie Rembrandt Harmenszoon, er war einer von den unsern, er wurde ein großer Mann. Rachels junge Maler entliehen mein Darlehn, sie trieben Bucher damit. Sie malten ihre Augen, ihren Mund, ihre weiße, weiße Stirn . . . und verkauften es für Gold. Sie waren arm, aber sie ging jeden Tag zu ihnen. Rachel hatte Begierde nach Gold, das kommt wie der Durst im Halse, ich lehrte es sie, zu meinem ewigen Fluch . . .“

Er begann hebräische Gebete zu murmeln, wahrscheinlich Wehklagen. Die mir unverständlichen Worte wirbelten hervor wie ein Fauchen.

Ich fragte: „Wie kam es, daß van Grooten Rachel an Kindesstatt annahm?“

„Er war ja reich. Er sah ihr Bild . . . Rachel ging mit ihm. Es war ihr eigener Wille . . .“

„Liebte sie van Grooten?“

Der Jude riß sich von meinem Blick los. Er

sperrete den Mund auf wie jemand, der nahe daran ist zu ersticken, aber er schwieg.

Es ahnte mir, daß der arme Mann im Begriff war, seinen Verstand zu verlieren. Doch fragte ich von neuem: „Simon Jumaisohn, warum liefen Sie an jenem Tage weg? Warum streifen Sie umher wie ein Mensch, der ein schlechtes Gewissen hat? Was haben Sie getan, dessen Sie sich zu schämen brauchten?“

Simon sah mich an. Er richtete sich auf: „Ich glaube an den Gott meiner Väter, deshalb fliehe ich sie. Ich kann nicht tun, was sie verlangt, ich kann es nicht . . .“

Er lallte, der Schaum stand ihm aus der Hasenscharte heraus, es war mir, als würden seine Augen rot von hervorquellendem Blut.

„Lassen Sie mich jetzt gehen . . . lassen Sie mich gehen . . . lassen Sie mich in Frieden sterben . . .“

Ich sah ein, daß er krank an der Seele war und daß hier kein Überreden zu helfen vermochte. Im letzten Augenblick zog er einen kleinen Lederbeutel aus der Tasche, legte ihn auf meinen Tisch und sagte: „Geben Sie den an Rachel von Simon Jumaisohn und sagen Sie ihr, daß ich sie in meiner letzten Stunde segne. Daß ich sie segne . . .“ — — —

Die Unterhaltung mit dem Wahnsinnigen drehte sich mir im Gehirn herum wie eine Windmühle im

Sturm. Ich konnte, wie sehr ich mich auch anstrengte, keinen Sinn darin finden.

Als ich den Beutel öffnete, lagen fünf große Diamanten und einige kleinere darin, außerdem eine Menge Perlen und Smaragden von hohem Wert.

Mein erster Gedanke war, dem Manne nachzulaufen, aber in der Dunkelheit würde das ein törichtes Beginnen gewesen sein. Ich verwahrte den Beutel, in der Hoffnung, später Gelegenheit zu finden, ihn dem Besitzer zurückzugeben. Es erschien mir zu unsinnig, diesen seinen offenbar einzigen Besitz an Rachel auszuliefern, der er möglicherweise nur in einem Anfall von Wahnsinn zugebracht war.

* * *

Nicht jeder Einzelheit entsinne ich mich mehr. Da sind Zellen in meinem Gehirn, die wie dunkle, ausgebrannte Welten da liegen, andre, die schwach glimmen, ehe sie erlöschen. Aber alles das, dessen ich mich erinnere, will ich niederschreiben, und ich fühle, wie Ruhe in meine Seele einzieht, während die Feder über das Papier gleitet.

Eines Tages — die Zeit ging dahin, wie lange es war, weiß ich nicht — theilte man mir mit, daß die Leiche eines älteren, kastanbefeideten Juden im Hafen gefunden sei.

Das Gutachten der Leichenschau: Die abgestumpften Fingerspitzen, die den ursprünglichen Diamantschleifer verrieten, sowie die Hasenscharte bestätigten meine Ahnung. Bei der Leiche war nichts gefunden, was zu einem Wiedererkennen hätte führen können, und ich verschwieg mein Wissen, schwieg aus Rücksicht auf Rachel. Als mutmaßlicher Selbstmörder wurde er in aller Stille auf dem Armenfriedhof begraben.

Eine gewisse Scheu hinderte mich, Rachel fürs Erste die Nachricht von seinem Tode zu bringen, obwohl ich ein Verlangen hatte zu erfahren, ob sie Eindruck auf Rachel machen werde.

Mein Mitgefühl mit dem alten Knoblauchesser war nur von kurzer Dauer, und wenn ich zuweilen an ihn dachte, geschah es nur in Verbindung mit dem verschwundenen Bett.

Ungefähr einmal in jeder Woche, zuweilen auch häufiger, — besuchte ich van Grootens Haus. Ich kann nicht sagen, daß mich Rachel, rein äußerlich gesehen, mehr auszeichnete, als zum Beispiel Hookes, und doch fühlte ich, daß etwas zwischen uns war, das an Wachstum zunahm, etwas, das sie selbst persönlich betraf, und das an Leidenschaft grenzte.

Es gab Abende, wo sie, wenn ich aufbrach, meine Hand in der ihren hielt, so daß es in mir vor Wärme schwindelte. Aber wenn ich sie dann ansah, um in ihrem Blick dem zu begegnen, was dem Fieber des Händedruckes entsprach, so fand ich nur eine schlecht

verhehlte Unruhe und ein seltsam eindringendes Forschen.

Van Grooten bewachte sie mit einer Aufmerksamkeit, die selbst auf eine weniger empfindsame Natur wie die Rachels, irritierend wirken mußte. Ich ahnte, daß ein Geheimnis die beiden aneinander knüpfte, worin aber dies Geheimnis bestand, vermochte ich nicht zu ergründen.

Zuweilen behandelte Rachel ihn mit einer verletzenden Verachtung, deren Zeuge zu sein ich allein gewürdigt wurde, und van Grooten duckte sich förmlich, schrumpfte zusammen unter der Last dieser Verachtung.

Plötzlich konnten aber gelbliche Funken in seinem Blick aufzucken, wie bei einem Raubtier, das Böses im Schilde führt, und da war wiederum an Rachel die Reihe, die Nachgebende zu spielen. Da sah ich sie sich an ihn schmiegen, ihm mit der Hand über die Stirn streichen, ihre Wange in seine Hand legen und ihm mit demütigen Blicken folgen. Da war sie ihm in den geringsten Kleinigkeiten zu Willen.

In solchen Augenblicken konnte mich ein erstickender Ekel befallen, so daß ich mich unter dem ersten, besten Vorwand entfernen mußte, um nicht zu sinnloser Wut entflammt zu werden.

Ich hatte nicht die geringsten Ansprüche an sie,

und machte mir auch in dieser Hinsicht keine Hoffnungen.

Aber manchen Abend schief ich vor dem stockfleckigen Spiegel ein und erwachte, vor Kälte schauernd. Rachels Bild wanderte wieder und wieder über die von meinem Atem betaute Fläche hin. Zeitenweise wollte es mir scheinen, als sähe ich in ihre Augen hinein, als hielte ich ihren steifstarrenden Blick fest, als hielte ich ihm stand. Es war, als ob ein Kampf zwischen zwei flammenden Willen ausgefochten werde.

Jetzt wie ehemals verbrachte ich meine Mußestunden damit, in der Hafengegend umherzustoßern, und es war mir nicht möglich, an einem Trödlerladen vorüberzugehen, ohne den Blick über die ausgestellten Karitäten schweifen zu lassen.

Um die Frühlingszeit blieb ich eines Tages wie festgebannt vor einem Fenster in der Zennerstraße stehen. Mein Unterbewußtsein, mein Blick, meine Hände hatten, früher als mein Gehirn, das vergilbte Damennachtgewand wiedererkannt, dessen durchsichtiger Stoff und Spitzenbesatz sonderbar abstachen gegen die übrigen schäbigen Gegenstände.

Ich trat in den Laden. Da stand, noch immer mit seiner Decke aus Leinwand, das viersäulige Bett mit seinem verschossenen Baldachin und den niedrigen löwenfüßigen, gleichsam fortschreitenden Beinen.

Vorsichtig erkundigte ich mich nach dem Bett. Die Frau, der der Laden gehörte, erklärte, sie habe es

von einer alten Nachbarin gekauft, die in gutem Glauben ein Zimmer an einen Juden vermietet habe, als sich der Jude dann aber nicht wieder blicken ließ, und die Miete nicht bezahlt wurde, verschaffte sie sich selbst ihr Recht, indem sie das einzige Möbel des Zimmers, dies Bett, verkaufte.

Ich kaufte das Bett und das Nachtgewand und ließ beides noch am nämlichen Abend in meine Wohnung schaffen.

Nun wird man sagen, daß ein Möbel aus Holz, das längst gefällt, zersägt, zu Formen gedrechselt und unter der Politur erstarrt ist, tot und ohne Leben sein muß.

Man mag Recht darin haben. Ich will nichts bestreiten. Nur das weiß ich: auf mich wirkte dies Bett lebend wie ein Körper, in dem die Säfte strömen, und die Pulse pochen, und wie eine von den Wirbel-schlingungen der Gedanken erfüllte Seele.

Dies war das Lager, auf dem Rachel geruht hatte, auf dem sie herangewachsen war. Dies war das Lager, das ihre jungen Träume, ihren Willen, das Feuer und den Zorn ihres Wesens eingesogen hatte.

Ich ließ das Bett in der Mitte eines leeren Zimmers aufstellen, und ich duldete nicht, daß jemand außer mir es berührte.

Das Zimmer schloß ich ab, den Staub ließ ich fallen.

Aber sobald ich nur die Schwelle überschritt, überkam

mich dasselbe Gefühl, das ich bei Rachels Händedruck empfand: eine klebrige Süße sickerte mir in das Blut hinein.

Mehr als einmal beschloß ich, mich zur Ruhe in dies Bett zu legen, aber es war, als wenn mahnende Kräfte davon ausgingen und mich warnten, es zu unterlassen. Ich ärgerte mich über diese meine Nervenschwäche, sah aber ein, daß sie in erster Linie eine Folge der alles überwältigenden Macht war, die Rachel über mich zu gewinnen im Begriff stand.

In meinem einen Zimmer hing der Spiegel, aus dem mich ihre Augen einsogen. In dem andern stand das Bett.

Endlich beschloß ich, ihr den Beutel mit den Diamanten zu überreichen, und ihr den Gruß des Juden zu bringen.

Wir standen schweigend nebeneinander, über das Bassin des Wintergartens gebeugt, in dem die ersten Sterne des Abends, durch das Glasdach hindurch, ihre Glorien widerspiegelten.

Rachel erhob ihr Antlitz nicht von der Wasserfläche sondern entgegnete mir: „So, also Simon Zumaisohn ist tot!“ ganz als habe ich von den Fischen und den Wasserpflanzen gesprochen.

Als ich den Wortlaut seines Grußes wiedergab, während ich ihr den Beutel überreichte, den sie in Empfang nahm, noch immer ohne das Gesicht von dem schwarzen Spiegel zu erheben, sagte sie: „Simon

Sumaisohn war gewiß, was ihr andere unter einem braven Mann versteht. Mich ging er nichts an — tot oder lebend . . . sowenig wie diese Steine!“

Rachel hatte den Beutel geöffnet, ich hörte ein leises Klirren, sah in der herabsinkenden Dunkelheit kleine weiße Funken aufsprühen, und das Wasser schloß sich über Simon Sumaisohns Schätzen.

Obwohl ich mir nie sonderlich viel aus Geld gemacht habe, ärgerte mich ihr Treiben dennoch. Dies war eine zu sinnlose Art und Weise mit Wertgegenständen umzugehen.

Rachel lachte, und es wollte mir scheinen, als klinge ihr Lachen, wie wenn Glas zertrümmert wird: „Da liegen sie ja sehr gut! Sammeln Sie sie auf, wenn Sie Lust dazu haben! Der Jude hat Ihnen wohl rührende Dinge von meiner Kindheit erzählt und von dem kostbaren Stein, den ich verschlang . . . und Sie meinen, daß ich ihm Dank schulde! . . . Ich habe den Mann um einen einzigen Liebesdienst gebeten. Er hat nein gesagt. Ich schulde ihm nichts.“ . . .

So eiskalt konnte Rachels Rede klingen.

* * *

Zwischen Hookes und mir hatte sich eine eigenartige Freundschaft entwickelt.

Freundschaft ist nicht das richtige Wort, insofern

als man damit den Gedanken an Zutrauen und offene Vertraulichkeit verbindet. Dergleichen gab es nicht in unserm Verhältnis. Wir fanden Gefallen, großes Gefallen an unserer gegenseitigen Gesellschaft, bewahrten aber beide in bezug auf uns selbst ein gewisses kühles Schweigen. Er erfuhr nichts von mir, und ich erfuhr nichts von ihm.

Von meiner Seite war diese Zurückhaltung jedoch keineswegs die Folge von Mißtrauen, sondern nur die einer ganz entschiedenen Empfindung, daß die Grundelemente in unserer Natur unvereinlich, um nicht zu sagen feindlich waren. Später gelangte ich zu einer anderen Auffassung. Sein Schweigen in bezug auf eigene Angelegenheiten hing dahingegen zusammen mit — wenigstens urteilte ich so — all dem Vorsichtigen, aufmerksam Spähenden, Weichenden und harmonisch Einschmeichelnden in seinem Wesen.

Trotz all unserer gegenseitigen Verschlossenheit wurde unser Verkehr keineswegs einförmig oder drückend. Im Gegenteil. Es regte mich an, von Angesicht zu Angesicht diesem schönen, klugen Mann gegenüberzusitzen, der bezaubernd andächtig zu lauschen vermochte, wie eine verliebte Frau, während eine jede seiner Fragen, ein jeder Einwand, den er erhob, mir wie mit feinen Strahlen einen Weg zu neuen Ansichten und Gedanken bahnte.

Wir hatten die Gewonheit angenommen, im Dunkeln beieinander zu sitzen, das sagte uns beiden

zu. Zufälligerweise befand sich vor seinem Garten wie auch außerhalb meines Hauses eine Laterne, und der Schein derselben genügte uns, wir konnten gegenseitig unsere Gesichter sehen und die Umrisse des Zimmers erkennen.

Ich arbeitete mit erneutem Eifer an dem Buch über des Verbrechers unbewußtes Gedankenleben und die geheimen Triebe, deren offenbare Äußerungen die Gemüter in Erstaunen versetzen. Hookes war mein sehr aufmerksamer Zuhörer, dem ich meine Theorien mit einer Glut entwickelte, als wolle ich eine ganze Welt überzeugen. Er ergänzte meine Beobachtungen durch Züge, die von einer selten eingehenden Auffassung und einem festen und logischen Gedankengang zeugten.

Scherzend machte ich hin und wieder den Vorschlag, seinen Namen neben den meinen auf das Titelblatt zu setzen, wenn das Werk einstmals vollendet sein würde. Hierauf antwortete er nur mit einem Lächeln und einem Kopfschütteln.

Am meisten überraschte mich bei diesem Manne sein scheinbarer oder wirklicher völliger Mangel an Ehrgeiz. Während dies bei meinem Bruder eine nachweisbare Ursache hatte, stand es bei Hookes in grellem Widerspruch mit seinem äußeren Wesen und dem übrigen Charakter. Seine Fähigkeiten, seine Kenntnisse, seine Kultur waren hervorragend, und doch begnügte er sich mit der untergeordneten Stellung in dem Kontor eines Geschäftsmannes, ohne sich jemals zu beklagen

oder Anlaß zu dem Glauben zu geben, daß er höhere Ziele habe.

Freilich gab es Augenblicke, in denen ich ahnte, daß er sich seinen Umgebungen überlegen fühlte, so wie ein Fürst, der sich herabläßt, seinen Untertanen den Streich zu spielen, als Diener aufzutreten. In dem Ton, mit dem er zuweilen van Grooten als seinen „Chef“ bezeichnete, konnte die giftigste Ironie hindurchklingen, während jedoch die Augen stets ihren sanften Ausdruck bewahrten.

Ich hegte nicht den leisesten Zweifel, daß Hookes über Frauen eine ungeheure Gewalt ausüben müsse, und daß er mehr als einmal Gebrauch von dieser Gewalt gemacht hatte. Dunkel ahnte mir — dunkel, wie wenn man plötzlich bei einer allzu übertrieben üppigen Vegetation Sumpfgrund ahnt — daß sein Sinnenleben eine unzertrennliche Mischung von brutalem Zynismus und sanfter Verfeinerung sei, aber noch heutigen Tages kann ich ganz und gar nicht, sagen, worauf sich diese Ahnung stütze.

Höchstens konnte es das Mißverhältnis in seinen Händen sein, in diesen schlanken, weißen, spielenden Händen, deren Händedruck unverbrüchliche Freundschaft verhieß, deren Bewegungen gleißnerisch waren, wie die des Kазenkörpers, und mit deren vier feinen, zugespitzten Fingern der flache, jähe Abschluß des Daumens so sonderbar im Widerspruch stand.

Hookes Gesellschaft wurde mir allmählich nicht

nur eine Gewohnheit, sondern auch eine Nothwendigkeit. Verging eine Woche, ohne daß ich ihn gesehen hatte, so fühlte ich mich müde und zur Arbeit unaufgelegt. Sobald er sich zeigte, war ich wieder geheilt.

Wir hatten miteinander abgemacht, daß er mich jederzeit auffuchen konnte, während ich nur auf eine Aufforderung hin zu ihm kam. Er hatte mich gebeten, diese Eigentümlichkeit zu entschuldigen, da er unangemeldete Gäste nicht gern sah, wie es ihm auch ein Bedürfnis sei, viel allein zu sein. Natürlich fiel es mir niemals ein, gegen diese kleine Verabredung zu verstoßen, wenn ich auch oft Sehnsucht empfand, ihn aufzusuchen.

Hookes war immer gleichmäßig in seinem Wesen, doch wirkte er ganz verschiedenartig auf mich, je nachdem wir bei mir saßen oder in seinem Heim. Ich war mir klar über den Grund. Es hatte seine Ursache ganz einfach in einem atmosphärischen Unterschied.

Meine Zimmer waren spärlich, nach meinem Geschmack gut möbliert, aber ohne jegliche Spur von Luxus, kaum hinreichend, um nach der allgemeinen Anschauung als bequem zu gelten. Von meiner an dem hohen, windigen Abhang verlebten Kinderzeit her hatte ich mich an reine frische Luft gewöhnt, ohne Zusatz von künstlich gewürztem Duft. Durch ein paar stets geöffnete und rotierende Ventilatoren wurde die Luft unablässig erneut, als stünde ein gedämpftes Säusen, wie von fernem Winde zu mir herein

Hookes Heim dahingegen atmete dieselbe Verfeinerung wie seine Person. Wie das Auge bei seinem Anblick ein Wohlbehagen empfand, so erregten seine Möbel, Teppiche und Bilder ausgesprochenes Gefallen. Seine gedämpfte, wohlklingende Stimme gehörte gleichsam mit dazu und fand einen Resonanzboden zwischen diesen harmonischen Wänden. Endlich entsprach der ozonartige Wohlgeruch, der über ihm lag, genau dem vagen, unbestimmten Aroma des Zimmers.

Vor meiner Wohnung, die im Mittelpunkt der Stadt lag, zog ein beständiger Strom lärmender Geräusche vorüber, vor Hookes Heim lag der kleine, stille Garten — abermals ein Unterschied, der das Nervenzentrum beeinflusste.

Wir erwähnten selten direkt unsere Bekannten, und Rachel war vollständig Tabu zwischen uns. Wenn ich zurückdenke, kann ich sogar mit Bestimmtheit sagen, daß Hookes niemals bei irgendeiner Gelegenheit ihren Namen genannt hat, ehe das geschah, was alles veränderte und uns alle verwandelte.

Deffenungeachtet hatte ich oft ein nahezu visionäres Gefühl, daß sie zugegen war, wenn wir in Hookes Räumen saßen, ja, so intensiv war dies Gefühl, daß meine Nasenlöcher sich blähten, um den Duft ihres Haares und ihrer Kleider einzuatmen, und daß meine Nerven vor Erregung zitterten, wie die Saiten der Aolscharfe, wenn der Wind sie berührt.

Wahrscheinlich war mein eigener geheimer Durst,

etwas über sie zu erfahren, und mein beständiges Bemühen, diesen Wunsch zurückzudrängen, die wahre Ursache zu jenem Betrug, der dazu führen konnte, daß ich mich unwillkürlich erhob, um ihr entgegen zu gehen, oder die Unterhaltung mit einem Ausruf unterbrach, den zu verdecken oder wegzudiskutieren ich wiederum Geistesgegenwart genug besaß, sobald ich meinen Irrtum einsah.

Am häufigsten geschah dies übrigens, wenn Hookes, wie von einer plötzlichen Eingebung getrieben, die Flöte hervorgeholt und eine Weile gespielt hatte. Da öffneten sich meine Ohren wie Gruben und Labyrinth, in denen sich die Töne verirrt, wo sie stecken blieben, und mein ganzer Sinn weitete sich aus in einer einzigen Empfänglichkeit — und Rachel war unsichtbar zugegen.

Mein Bruder und Hookes konnten sich nicht leiden. Ich hätte blind sein müssen, um das nicht zu bemerken, aber keiner von beiden sprach darüber.

Allan konnte wohl fragen: „Bist du heute Abend allein?“ Und wenn ich dann antwortete: „Ich erwarte Hookes,“ so nickte er und blieb weg. Im entgegengesetzten Falle lächelte er und kam.

Es geschah wohl, daß Hookes bei mir einsah, wenn Allan da war, aber unweigerlich fand der eine von ihnen nach Verlauf von wenigen Minuten einen Vorwand, sich zu entfernen.

Allan gegenüber suchte ich den Grund dieser stummen Feindschaft zu erforschen. Er antwortete mir nur: „Dein Freund braucht doch nicht notwendigerweise der meine zu sein.“

Hookes durchgeführte tadellose Haltung hinderte mich, mit Fragen in bezug auf Allan in ihn zu dringen.

Ich hegte gerade die Überzeugung, daß diese beiden Männer etwas füreinander werden könnten. Es handelte sich nur darum, sie zufällig zusammen zu bringen. Ich versuchte bei mehr als einer Gelegenheit, diesen Zufall zu spielen; es mißlang immer und gründlich.

Es war mir klar, daß Allan unter meiner Freundschaft mit Hookes litt, und daß er sich verletzt, zurückgesetzt, überflüssig fühlte, aber ich konnte und wollte ihm nicht das Opfer bringen, den mir so lieben Verkehr um einer Eigenheit, einer Laune willen aufzugeben.

* * *

Mit van Grooten war in der letzten Zeit eine auffallende Veränderung vorgegangen. Offenbar hatte ihn das Tropenfieber wieder gepackt. Sein Wesen bewegte sich zwischen schläfriger Schläffheit und sinnlos heftigen Ausfälleiten, die sowohl gegen die Dienstboten des Hauses als auch gegen das Kontorpersonal gerichtet waren. Er klagte häufig über Schwindel und Schlaflosigkeit, weigerte sich aber, einen Arzt aufzusuchen.

Wenn er sich mitten in einer Arbeit auf dem Kontor befand, konnte er sie plötzlich abbrechen und nach dem Hauptgebäude hinauffstürzen, wo er dann entweder die Zimmer durchraste, während ihm der Schweiß von der gelben, knochenblanken Stirn troff, und Fieberglut die eingefallenen Schläfen rötete, oder auch, er schlich an den Wänden entlang, als laure er irgend jemand oder irgend etwas auf. Plötzlich konnte er dann stehen bleiben, während die Hände an seine Schläfen fuhren, als wolle er einen stechenden Schmerz betäuben — um sich dann langsam und verzagt wieder nach den Kontorräumen hinabzugeben.

Saß er bei Tische, so jagten seine Finger unaufhörlich durch den schwarzen, seidenweichen Bart, so daß alle Anwesenden nervös wurden, wenn sie es mit ansahen.

Das Gerücht fing an davon zu fabeln, daß er sich in wilde Spekulationen eingelassen habe, und daß sein Haus am Rande des Verderbens stehe, dem widersprachen jedoch Männer, die Einblick in die Verhältnisse hatten, auf das Bestimmteste.

Dann munkelte man, daß das klimatische Fieber sein Gehirn geschwächt habe, und daß es nur eine Frage der Zeit sei, wann er für unzurechnungsfähig erklärt werden müsse.

Ich war keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß der Mann ernstlich leidend war, und daß die Krankheit seine Seele wie seinen Leib angegriffen

hatte, und daß das klimatische Fieber eine der mitwirkenden Ursachen war. Zugleich war ich aber fest überzeugt, daß das, was am meisten an seiner Kraft zehrte, sein Verhältnis zu Rachel sei.

Seine Leidenschaft für sie war jetzt wie ein Bogen bis zum Zerspringen gespannt. Andern gegenüber verriet er sich nicht. Aber wie die Katze, die im dunkeln sehen kann, war mein innerer Blick aufgetan für den stummen, entsetzlichen Kampf, der zwischen den beiden gekämpft wurde.

Daß sich der Zustand auch für Rachel dem Unerträglichem näherte, merkte ich daraus, daß sie sich beständig mit Menschen umgab, als fürchte sie, mit van Grooten allein zu sein. Hookes, mein Bruder und ich waren die häufigsten Gäste, und ich habe meine Gründe zu glauben, daß einer oder zweie von uns stets an den Abenden zugegen war, an denen van Grooten nicht durch seinen Klub oder durch seine Geschäfte vom Hause ferngehalten wurde.

Ich meinerseits hatte einen gewissen beruhigenden Einfluß auf ihn, was vielleicht auch auf den Umstand zurückzuführen war, daß mein Mitgefühl mit den Qualen des Mannes mich dahin brachte, mich selbst zu vergessen und zu versuchen, ihn zu zerstreuen. Stundenlang mußte ich da sitzen und ihn von seinen Reisen, von dem Leben in den Tropen, von seinen Schiffen erzählen hören. Oder er setzte sich in einer lauschenden Stellung zurecht und zwang mich, ihm

haarsträubende Schilderungen aus der Verbrechervelt zu erzählen.

Eigentlich widerte mich dies an, wenn ich aber merkte, wie sein erregter, flammender Blick sich beruhigte, während er atemlos lauschte, gab ich mich der Schilderung hin, als handele es sich um ein Kind, dessen gärende Phantasie nach Gespenstergeschichten dürstet.

Hatte ich ihm etwas besonders unerhört Unheimliches erzählt, so drehte er wohl den Kopf herum und sah zu Rachel hinüber, bis sie uns unwillkürlich ansah, und dann bat er mich, die Geschichte noch einmal zu erzählen. Eines Abends sagte ich scherzend zu ihm: „Wenn ich es nicht besser wüßte, könnte ich glauben, ich säße einem unentlarvten Mörder gegenüber!“

Bei diesen Worten fing er an zu lachen, aber das ganze Gesicht war so sonderbar verzerrt, daß ich einen flüchtigen Augenblick glaubte, einem unheilbaren Geisteskranken gegenüber zu stehen. Er erhob sich und rief zu Rachel hinüber: „Hörst du es, James Temple hält mich für einen Mörder! Was sagst du dazu?“

Rachel sah auf. Es lag ein flehender Ausdruck in ihren Augen. Dann entgegnete sie: „Das ist wohl ein freundlicher Scherz von Herrn Temple“ . . .

Schnell brachte ich die Unterhaltung in andere Bahnen, aber sonderbar, van Grooten kam immer wieder auf diese meine Äußerung zurück, ja er spielte

so oft darauf an, daß ich schließlich in meinem stillen Sinn zu der Überzeugung gelangte, daß er entweder irgendeine Handlung begangen haben mußte, deren Entdeckung er fürchtete, oder auch, daß er in seiner krankhaften Phantasie über etwas nach derselben Richtung hin grübele.

Eines Tages rief er mich in sein Schlafzimmer hinüber, in einen großen, trübseligen Raum rechts von der Säulenhalle, nach dem Hofe hinaus. Freilich, das Aussehen dieses Zimmers erinnerte nicht an den übrigen Luxus des Hauses. Ein dunkles, freistehendes Bett, Schrank, Waschtisch, zwei Stühle und ein paar einfache Holzborte, das war alles.

Van Grooten führte mich mit einem gewissen verschmitzten Lächeln nach den Borten hin und sagte:

„Das muß doch etwas für Sie sein! Ich will Ihnen nämlich anvertrauen, daß ich Sammler bin“ . . .

Ich fing an die Bücherrücken zu studieren, stugte, las weiter, ließ mir aber meine Überraschung nicht im Geringsten anmerken. Sonderlich überrascht war ich auch im Grunde nicht. Es war mir jetzt klar, daß dieser Mann von Zwangsvorstellungen geplagt wurde. Diese beiden Borte waren von der Decke bis zum Fußboden angefüllt mit Büchern, die von Verbrechen handelten, von allen möglichen Verbrechen, namentlich aber von Morden.

Wir Kriminalisten haben Gelegenheit, die Rehrseite der Menschenseele kennen zu lernen, und es erstaunt

uns nicht, das der friedlichste Mann, der keine Fliege tödtet, alle seine Mußezeit anwendet, um von Tierquälerei zu lesen.

Van Grootens Bibliothek konnte, wenn einmal eine Anklage gegen ihn erhoben wurde, ein belastendes Moment werden.

Ich mußte daran denken, wie der Volksklatsch sich mit van Grootens Privatleben beschäftigt hatte, und namentlich, wieviel von seiner Heftigkeit geredet worden war. Van Grooten hatte seine Jugendjahre in den Tropen verbracht. Ich wußte, daß das Leben wie auch der nackte Sonnenbrand dort oft die Moral der Menschen beeinflusst, so daß sie sich Handlungen erlauben, von denen sie sich unter zivilisierten Verhältnissen mit Abscheu abwenden würden. Namentlich, daß ihr Benehmen Untergebenen gegenüber das Gepräge raffinierter Grausamkeit tragen kann, und daß sie es nicht so genau mit Strafen nehmen, die den Tod im Gefolge haben.

Ich wußte auch, daß solche Menschen, wenn sie späterhin im Leben in ein ruhiges und geordnetes Dasein in eins der Kulturländer zurückkehrten, schrecklich von Gewissensbissen über die Handlungen gequält wurden, die sie fast vergessen hatten, die aber mit immer größerer Klarheit auftauchten, je mehr sie sich von ihnen entfernten.

Wahrscheinlich lastete etwas derartiges auf van Grootens Seele.

Aber jetzt geschah etwas, das diese Vermutung mit einer Fährheit umstieß, die wirklich überwältigend wirkte. Van Grooten stand neben mir. Er strich mit den Fingern über die Rücken der Bücher, er sah mich an, und in seinen Augen lag ein solcher Fieberglanz, daß ich auf einen Ausbruch verwirrter Selbstanklagen oder ganz sinnloser Reden gefaßt war. Van Grooten aber sagte ruhig:

„Sagen Sie mir, Temple, was halten Sie für das Schlimmste, selbst eine Missethat begangen zu haben — gleichviel welcher Art — oder diese Tatsache von einem andern zu wissen . . . es so zu wissen, daß man es nie mehr vergessen kann?“

Ich antwortete, viel zu erstaunt, um klar zudenken: „Selbstredend ist das Unglück, das man selbst begeht, größer als jegliches, dessen sich ein anderer schuldig macht!“

„Ja, aber wenn man es nun nicht vergessen kann! Wenn man es nun Tag und Nacht vor sich sieht . . . Es erhebt sich wie eine Mauer. Es kriecht einem hinter die Augen, wenn man schlafen will. Es schleicht sich in jeden Traum hinein. Verstehen Sie, es nimmt einen Platz ein, den man nicht übrig hat! Und dahingegen . . . ja, ich würde es auf mich nehmen, jegliche Handlung zu begehen, wenn ich nur allein die Verantwortung dafür trüge. Aber eines andern Handlung . . . da bleibt etwas zurück, was man nie in Einklang bringen wird . . . Sehen Sie einmal

diese Bücher, ich habe jedes einzelne gelesen, und nur mit dem Ziel vor Augen, eine einzige Sache dazu zu bringen, daß sie stimmt. Es ist mir nicht möglich . . . Verstehen Sie mich jetzt?"

„Nicht ganz . . . aber . . .“

Ban Grooten schüttelte den Kopf: „Nein, wie sollten Sie auch, ein Fremder . . . Aber, kommen Sie jetzt, wir müssen zu den andern hinüber. Meine Tochter kann gewiß nicht begreifen, in was für mystische Thematika wir uns hier vertiefen.“

Als wir zu der Gesellschaft zurückkehrten, die an jenem Abend nur aus meinem Bruder und Hookes bestand, fiel mir an Rachel eine sonderbare Unruhe auf, die schließlich darin gipfelte, daß sie uns etwas vortanzte.

Es war das erste und es blieb das einzige Mal, daß ich Rachel tanzen sah. Es war kein europäischer Tanz, der Platz erfordert, es waren nicht die sinnenerregenden Körperverrenkungen des Morgenlandes, es war auch nicht die feierliche Plastik der Inder. Es war etwas anderes, das gleichsam zu Rachel gehörte, zu ihr allein. Sie hielt sich auf einem Fleck und tanzte mit gesenktem Haupt wie ein Kind, das sich im Schlaf nach der fernen, sphärischen Musik der Träume bewegt.

Ich hatte ein bestimmtes Gefühl, daß dieser stille Tanz in lautloser Umgebung nur ein Mittel war, mit

dem sie ihre armen gequälten Nerven daran hinderte, einem hysterischen Anfall nachzugeben.

Während sie tanzte — die Hände bewegten sich wie bleiche Quallen, die, von einer Welle eingeschlossen, steigen und fallen — war alle Farbe aus ihrem Gesicht gewichen, aber über dem Haar lagerte sich der dunkle Blutglanz, über den ich mich bereits früher gewundert hatte. Ihre Lippen waren leicht geöffnet. Ein Ausdruck unsagbarer Hilflosigkeit lag über dem ganzen Antlitz.

Zufällig sah ich Hookes an. Er hatte sich erhoben und beobachtete sie mit einem Lächeln, in dem eine solche Siegesfreude aufleuchtete, daß ich vor Zorn die Augen niederschlug. Allan hatte sich abgewendet.

Als Rachel innehielt . . . innehielt, das heißt, als ihre Nerven gleich angeschlagenen Saiten, ihre letzten Schwingungen ausgezittert hatten, sank sie nieder, versank sie in sich selbst wie ein Schatten der einschrumpft. Hookes half ihr auf. Sie lachte wehmütig erregt.

Van Grooten fragte: „Hast du den Tanz in Agypten gelernt?“

Hookes antwortete für sie: „Fräulein Rachel hat ihn sicher in ihrem geheimen Kämmerlein von der ägyptischen Prinzessin gelernt . . .“

Worauf die beiden Männer einander mit einem Haß maßen, der die Luft gleichsam schwer zu atmen machte.

Aber den Rest des Abends widmete Rachel ihrem Vater. Sie war weich und fürsorglich gegen ihn, wie ein junges Mädchen ihrem Bewerber gegenüber. Aber sein Antlitz jedoch war beständig finster und drohend. Die Zeit, wo wir aufbrechen mußten, näherte sich.

Van Grooten ging in das Kontor hinüber, nach einer Weile kehrte er mit einem in feine Leinwand gehüllten Gegenstand zurück. Er legte ihn, ohne ein Wort zu sagen, in Rachels Schoß. Sie sprang mit einem gellenden Schrei auf und stürzte von dannen. Der kleine Gegenstand fiel zu Boden. Allan nahm ihn auf. Ohne um Erlaubnis zu fragen, löste er die Leinwand. Es war eine verdorrte Hand.

Hookes war hinter Rachel drein gelaufen. Van Grooten trocknete den Schweiß von der Stirn.

Jetzt streckte er die Hand nach Allan aus, der ihn eine Weile mit wortloser Verachtung maß. Endlich sagte er: „Van Grooten, ich halte Sie für einen Schlingel!“

Van Grooten erwiderte nichts auf diese Äußerung. Ruhig hüllte er wieder die Leinwand um die verdorrte Hand und steckte sie zu sich.

Ich war wie betäubt von diesem häßlichen Auftritt, und als Rachel und Hookes nach einer Weile langsam durch das Zimmer schritten und in den Wintergarten hinausgingen, konnte ich mich nur in stummer Ehrfurcht vor ihr verbeugen.

Aber Allan mußte alle Besonnenheit verloren

haben . . . Klagend nannte er ihren Namen, einmal über das andere.

Ich hörte den klirrenden Laut ihrer spitzen Absätze, als sie die Wendeltreppe zu ihrem Schlafzimmer hinaufging. Allan saß, den Kopf in den Händen, da und weinte.

Van Grooten stellte sich hinter seinen Stuhl und sagte in einem Ton, als habe er vergessen, was ihm Allan vorhin zugerufen hatte: „Mein lieber, junger Mann, Sie sollten versuchen, sich in der schwierigen Kunst der Beherrschung zu üben. Rachel ist ein wenig nervös, wie alle Frauen, wenn sich der Mond der Erde nähert. Aber Sie sollen sehen, das gibt sich, wenn sie, als meine Gattin, erst ganz zur Ruhe gekommen ist . . .“

Allans: „Das ist eine Lüge, eine infame Lüge!“ schallte durch den ganzen Raum.

Van Grooten hob die Stimme nicht, senkte sie auch nicht: „Selbstverständlich ist es Wahrheit, wenn ich es sage!“

Im selben Augenblick kam Hookes wieder herein. Van Grooten wandte sich an ihn, während er abermals den Schweiß von der Stirn trocknete: „Dieser junge Mann weigert sich zu glauben, daß Rachel sehr bald Frau van Grooten sein wird. Haben Sie doch die Güte, ihm zu erklären, daß es die Wahrheit ist!“

Hookes senkte den Kopf.

Wenn ich auch gewollt hätte, es wäre mir nicht

möglich gewesen, zu gehen. Mein Körper war wie zerschlagen vor Müdigkeit. Der Schmerz war noch nicht in mein Bewußtsein hineingedrungen. Wie es mir erging, so erging es auch wohl den andern.

Auf alle Fälle blieben wir sitzen, wir vier Männer, in demselben Zimmer, eine Viertelstunde nach der andern, ohne daß jemand von uns ein Wort sprach.

Endlich erhob sich van Grooten, und wir standen alle auf und gingen. Aber vor dem Hause trennten wir uns, noch immer, ohne ein Wort zu sagen.

Ein jeder ging seiner Wege.

* * *

Am besten wäre es gewesen, wenn ich von nun an van Grootens Haus hätte meiden können, und das war wohl auch meine innerste Absicht.

Der Gedanke an Rachel als van Grootens Gattin erschien mir empörend, naturwidrig, — ganz abgesehen von meiner persönlichen Enttäuschung und meinem Schmerz — denn ich wußte mit einer jeden Fieber meiner Nerven, die in einem so wunderlichen Kontakt mit Rachel standen, daß sie sich nur in äußerster, peinlichster Not hierzu hatte bewegen lassen können.

Bewegen — oder zwingen.

Van Grootens Macht über Rachel war unbegreiflich, aber sonnenklar. Mit einem Blick konnte er ihre Gesichtsmuskeln förmlich lähmen; mit einem Wort sie seelisch in die Knie zwingen. Und nun hatte er seine Macht bis zu ihrer äußersten Grenze angespannt.

Niemand konnte ihn daran hindern. Er allein kannte das Zauberwort, daß ihm diese Macht verlieh.

Nach einer durchwachten Nacht, deren ich mich am liebsten nicht erinnere, beschloß ich, mich ganz ruhig zu verhalten. Wollte Rachel dann etwas von mir, empfand sie das Bedürfnis, sich zu erklären, — wohlán, da wollte ich kommen.

Schon am nächsten Abend schickte sie nach mir: „Kommen Sie, mein Freund!“ schrieb sie.

Van Grooten war zugegen. Niemand von uns deutete auf den letzten Abend hin. Es schien mir fast, als fühle sich Rachel wie auch van Grooten leichter als sonst in der letzten Zeit. Einmal trat van Grooten an sie heran und legte den Arm um ihre Taille, sie ließ es geschehen, sie lehnte sich fest an ihn.

Im Laufe des Abends forderte mich Rachel auf, sie in ihr geheimes Kämmerlein zu begleiten. Ein wenig ängstlich sah ich zu van Grooten hinüber, er aber winkte lächelnd mit der Hand: „Amüsiert euch nur, Kinder, ich habe zu tun. Ihr müßt mich entschuldigen!“

Er ging in den Wintergarten hinaus, und wir

hörten, wie er den Fischen Körner ins Wasser streute, während er eine alte Melodie vor sich hin summete.

Aber als wir in Rachels Zimmer angelangt waren, wollte sie nichts von mir. Sie ging nur hin und schlug einen der Wandteppiche zurück. Durch die kleinen, farbigen, bleigefassten Fensterscheiben sickerte das Mondlicht und füllte den ganzen Raum mit seinem Silberschimmer. Rachel winkte mich heran! Sie stand so, daß sich das Traumlicht auf ihrem Antlitz sammelte wie in einem Spiegel.

Ich sah . . . ich sah . . .

Einmal als Kind waren meine Augen von einer Krankheit angegriffen, die mich für mehr als ein Jahr lichtscheu machte. Schließlich nahm mich mein Vater mit in die Stadt, zu einem angesehenen Augenarzt. Ich war mit einem Schirm und dunkler Brille dahin geführt, hatte in dem ganzen Jahr weder die Sonne noch das Tageslicht gesehen. Der Arzt nahm die Brille ab und richtete eine blanke Scheibe auf mich, so daß das grelle Licht einer elektrischen Lampe sich in meine Pupillen bohrte. Ich brüllte vor Schmerz.

Als Rachel mich hier ansah mit ihren Augen voll von dem weißen, zauberhaften Licht des Mondes, empfand ich denselben, schneidenden Schmerz, aber ich jammerte nicht. Ich hielt den Blick aus, ich sog ihn ein. Er bohrte sich mir wie silberne Sonden durch die Pupillen, ich hatte ein Gefühl, buchstäblich von ihrem Blick gespiest zu werden.

Rachel zog den Vorhang wieder zu. Das Zimmer lag in seinem früheren Dunkel, nur die kleine Ewigkeitslampe brannte wie immer. Sie begleitete mich an die Tür, und mir blieb nichts zu tun übrig, als ihrem stummen Befehl zu gehorchen und zu gehen.

Als ich nach Hause kam, erwartete Allan mich. Er fragte, woher ich komme, und als ich nicht antwortete, sagte er: „Also bist du bei ihr gewesen . . .“

Ich senkte den Kopf. „James“, sagte Allan, „kannst du dich darin finden, daß sie *keine* Gattin wird?“

Ich zuckte die Achseln. „Man muß sich wohl in das finden, was nun einmal nicht mehr zu ändern ist.“

Allan blieb eine Weile stehen, ohne etwas zu erwidern: „Siehst du, James“, sagte er endlich, „ich muß fort. Es ist ganz notwendig, daß ich von hier fortkomme. Wenn ich bleibe, geschieht irgendein Unglück . . . Du hast dich einmal erboten, mir ein Darlehn zu verschaffen. Tue das jetzt, wenn du kannst . . . Und dann bitte ich dich, nicht mehr hiervon zu sprechen . . . von Rachel . . .“

Ich konnte nicht unterlassen, ihm die Frage zu stellen: „Hat dir Rachel jemals Anlaß gegeben, zu glauben . . .?“

Allan antwortete nach einem inneren Kampf: „Wir Männer sind wohl immer dumm, wenn wir lieben. Ich räume meine . . . Dummheit ein. Ich

entziehe mich ihr. Aber kannst du, willst du mir also das Geld verschaffen?"

„Natürlich werde ich es dir schaffen. Sage mir nur, an welchem Tage du es brauchst, und es soll bereit sein. Aber wohin willst du denn nur? . . .“

Ich sah ein, daß er fort mußte. Ich bewunderte ihn wegen dieser Charakterfestigkeit, die ihn veranlaßte, alle Brücken abzubrechen und alle Schiffe zu verbrennen. Ich selbst vermochte mich nicht loszureißen. Der Ort hielt mich gebannt. Noch am gestrigen Tage wohl hätte ich Allan die Hand gegeben und gesagt: „Wo du hingehst, da gehe ich auch hin . . .“ aber Rachels weißes, mondbleiches Antlitz war über mir.

„Wohin ich gehen will? . . . Das werde ich dir sagen, wenn ich es selber weiß. Vorläufig sehne ich mich nur nach dem, was mir stets in den Gedanken gelegen hat: alle die Wälder zu durchwandern, die es auf der Oberfläche der Welt gibt.“ Er lächelte mit Selbstironie: „Ich bin ein unverbesserlicher Träumer, verzeih mir, mein kluger Bruder. Und vergiß nun nicht dein Versprechen. Schaffe mir das Geld, sobald du kannst. Ich könnte in zwei Tagen . . . oder auch in zehn Verwendung dafür haben, das hängt vom Zufall ab. Ich habe meine Stellung gekündigt, aber es können Dinge eintreffen, die es erheischen, daß ich sofort reisen muß . . . Verstehst du mich, James, ich leide . . .“

Am folgenden Vormittag setzte ich mich in Be-

wegung, um Allan das Geld zu verschaffen. Es war mir eine Ehrensache, ihm eine möglichst große Summe vorzuschießen, wodurch ihm die Landflüchtigkeit erleichtert werden würde, und wodurch er für eine Weile in Stand gesetzt war, nach Herzenslust in seinen lieben Waldphantastien zu schwelgen.

Es gewährte mir eine große Befriedigung, ihm endlich einmal ein klein wenig von der grenzenlosen Dankbarkeit zeigen zu können, die ich für das Opfer empfand, das er mir seiner Zeit gebracht hatte.

Daß ich außerdem noch einen weniger würdigen und liebevollen Grund hatte, seine Abreise zu beschleunigen, war mir in diesem Augenblick selber nicht ganz klar. Doch hat zweifellos schon zu diesem Zeitpunkt auf dem Grunde meiner Seele eine gewisse, unbestimmte Eifersucht geglommen.

Ich wußte ja, daß Rachel Herrn van Grooten nicht liebte. Dies Wissen erschloß allen Möglichkeiten die Schleusen. Ebenso gut konnte es Allan wie Hoopes oder ich selbst — oder auch ein ganz anderer sein. Es konnte Allan sein. War er fort, so hatte diese qualende Vermutung ihren Stachel verloren.

Den ganzen Tag war ich in Allans Interesse beschäftigt. Gegen Abend schickte Rachel abermals zu mir. Und am nächsten Abend und dem nächstfolgenden wieder, — sie forderte mich auf, zu ihr zu kommen.

Ich kam, van Grooten war zu Hause, zog sich

aber bald zurück, und Rachel nahm mich mit sich in ihr geheimes Kämmerlein, wo sie abermals, an einem jeden dieser Abende, den Vorhang beiseite zog und mit dem Gesicht mir zugewendet, da stand, umflutet von Mondlicht, stumm und starrend. Abermals empfand ich einen stechenden Schmerz in den Augen und Kälteschauer, die mir durch das Rückenmark rieselten.

Ich hatte das bestimmte Gefühl, daß Rachel mit dem Gedanken umgehe, sich mir anzuvertrauen, daß sie aber beständig zögerte, daß irgendeine Furcht sie im letzten Augenblick zurückhielt.

Wenn ich nach Hause kam, saß Allan in meinem Zimmer. Aber sein leidendes Wesen reizte mich nur. Ich hatte ein Bedürfnis, in Einsamkeit vor Rachels Spiegel zu sitzen und weiter, weiter zu forschen in den Rätseltiefen, die sich mir erschlossen hatten.

* * *

Und dann kam der Abend, an dem Rachel einen Zipfel des Vorhanges fortzog, der ihr Inneres verhüllte.

Weshalb sprach sie? Weshalb verbarg sie nicht in tiefem und beständigem Schweigen das, was doch nur sie allein anging? . . .

Es kam eine Zeit, in der ich mir wieder und wieder diese Frage stellte. Es kam auch eine Zeit, in der ich die Antwort hörte.

Natürlich konnte sie nicht schweigen, vermochte es nicht. Ein Gedanke hatte sich neben dem andern erhoben und sie eingeschlossen wie ein Wald von grausamen Erinnerungen. Wohin sie sah, nur dieselbe Qual. Sie mußte sich von der Last befreien. Mußte sich einen Weg hauen.

Aber warum sprach sie mit mir? Weiß ich es? Wußte sie es?

Ich vermute, daß ihre Offenherzigkeit zu diesem Zeitpunkt ein wenig — aber auch nur ein klein wenig — seinen Grund hatte in dem unerklärlichen aber unwiderstehlichen Zusammenhang zwischen dem körperlichen und seelischen Befinden der Frau in den Mondphasen.

Bereits früher hatte ich bemerkt, daß Rachel von dem Mondwechsel beeinflusst wurde, wie die Pflanzen von Tag und Nacht. Um die Zeit des Vollmondes, wenn das Wasser von der Erde weggesogen wird, wurde ihre Haut trocken, und es entströmte ihrem Munde eine Hitze, ähnlich der Blut, die aus den großen Schmelzöfen in den Bergwerken quillt, und da fing ihr Haar an zu knistern wie Heu, während sich die Nägel stark röteten und die Lippen blutig rot von Farbe waren. Da befiel sie auch eine sonderbar beherrschte Unruhe, ein Zittern in der Tiefe, und ihr ganzes Wesen strahlte etwas Unheimliches aus, das in gleichem Maße von Männern wie von Frauen empfunden wurde.

... Es war dies der Tag vor Vollmond.

Als ich kam, war Rachel nicht zugegen, aber der Diener führte mich hinein und bat mich zu warten. Als ich eine Weile dageessen hatte, quoll die Ungeduld in mir auf, und ich wollte mich gerade anschicken, aufzustehen und im Zimmer auf und nieder zu wandern, um sie, wenn möglich durch ein leichtes Geräusch herbeizulocken. Da aber hörte ich ein Lachen, ein trocknes, verzweifeltes Lachen, das mich veranlaßte, mit dem Kopf hintenüber zu fahren, als habe mir eine Schlange ins Gesicht gezischt.

Es war Rachels Lachen gewesen.

Hookes kam eilig durch das Zimmer, ihm folgte Rachel. Sie legte ihm die Hände auf die Schultern und flüsterte ihm etwas zu. Dann war er weg.

Aber Rachel hatte mich gesehen. Sie stand vor mir. Ihre Augen glitzerten wie Glasscherben. Ihr Atem, der in mir stets den Gedanken an Tropenwälder wachrief, wenn die Sonne untergeht und alle Pflanzen im Dunkeln ihre Wohlgerüche darbieten, strömte über mich hin.

„Kommen Sie jetzt,“ flüsterte sie, als wolle sie sagen: Jetzt ist die Reihe an d i r. Aber meine Eifersucht hatte Hookes gestreift. Ich folgte ihr schweigend in das geheime Kämmerlein, wo die kleinen Flammen von den vier Dochten der eisernen Lampe ihren gedämpften und melancholischen Schimmer über die bunten, uralten Teppiche und das rote Gold des Sarges warfen. Es

schien mir an jenem Abend, als sei die Decke niedriger geworden, als habe sich der ausgespannte Teppich tiefer herabgesenkt.

Rachel starrte zu Boden, ihre Augenlider glitten zu, sie stand wie in einen fernen, unseligen Traum versunken da. Dann hob sie die Arme über ihrem Kopf empor, wie ein Vogel, der die Flügel ausbreitet, um zu fliegen.

Rachel fragte: „Sind Sie stark? Können Sie das Vertrauen einer Frau tragen?“

Ich sah sie an.

„Ich habe das Bedürfnis zu reden . . . Ich will Ihnen ein Märchen erzählen . . . das Märchen, das ich Ihnen einstmals versprach . . .“

Sie hieß mich, auf dem niedrigen Divan Platz nehmen, wandte ihr Gesicht dem meinen zu und lächelte. Nie hatte ihr Lächeln mit den armen, gelähmten Muskeln so verzweifelt gewirkt wie jetzt. Sie nahm meine eine Hand und hielt sie zwischen den ihren. Als sie mein unwillkürliches, angstvolles Widerstreben empfand, sagte sie leise: „Ich möchte Sie gern ganz nahe neben mir haben, während ich erzähle . . .“

Und dann sprach sie, dicht in mein Gesicht hinein. Es war, als ob die Worte mit glühender Schrift in meine Haut geritzt wurden!

„Sie sind nicht dort gewesen! Sie kennen nicht die Sonne! Sie kennen nicht den Sand! Der Fuß versinkt tief wie in Wasser, aber er hinterläßt keine

Spur . . . Sie haben die Pyramiden nicht umkreist, wenn es Nacht ist, und die Schakale umherschleichen, und die Schatten wachsen . . . Sie haben die Kamele nicht in wandern sehen . . . Sie haben nicht die Straßen von Kairo gesehen und das grüne Gras . . . Sie sind nicht Ägypten gewesen. Aber ich war damals jung, jung . . . Als ich nach Ägypten kam, dachte ich, hier will ich wohnen! Dies ist mein Land! Das paßt für mich! Hier will ich wohnen! . . . Und ich sehne mich . . . ich sehne mich nach dem Lande und darf nicht wieder dahin! . . .“

Rachel gab meine Hand frei. Aus ihrem Haar zog sie, eine nach der andern, die vier gelblich weißen Nadeln, die mich immer in Verwunderung versetzt hatten, und das Haar fiel herunter. Die Nadeln lagen in ihrem Schoß. Sie spielte damit. Die eine von ihnen hielt sie mir dicht vor die Augen. Ich sah, daß sie eine etwas andere Form hatte als die übrigen, auch war sie länger.

„Ich will Ihnen ja erzählen, wie es sich zutrug.“

Sie atmete tief auf. Dann begann sie von neuem: „Wir kamen nach Ägypten. Ich wollte dies Land sehen. Wir wohnten in Kairo in einem Hotel an dem großen Esbêkje-Garten, aber ich ging allein überall hin, wohin es mir beliebte. Eines Abends ritt ich nach den Pyramiden hinaus. Alle Menschen da draußen flohen, als die Sonne sank. Ich aber blieb. Ich sah, wie Himmel und Erde einander entgegengingen. Ich

sah sie sich umfassen. Da erwachte in mir ein Feuer, das nie, nie gelöscht werden kann. Ich lag im Sande. Er war nicht mehr gelb, er war wie welke Weilchen. Er stob um mein Haar, er stob über meine Augen hin. Ich fühlte ihn zwischen meinen Zähnen . . .

Ich lag im Sande, in dem warmen, lebenden Sande. Er zitterte, als sich der Himmel auf ihn herabsenkte. Ein jedes der Sandkörner glitzerte und tat sich auf wie Sternschnuppen. Die Nacht umfing sie, nahm sie mit Gewalt. Sie ächzten vor Wollust . . . Ich wußte damals nicht, daß die Dunkelheit so dunkel sein kann. Ich wollte schlafen. Meine Augen waren offen. In weiter Ferne hörte ich ein Geräusch. Mein Körper vernahm es durch die Erde hindurch. Anfanglich glaubte ich, es seien die Schakale oder Fledermäuse, die sich um eine Beute stritten . . . Es kam näher heran. Die Fackeln zersplitterten die Finsternis. Die steinernen Wände der Pyramiden wurden weiß wie Berge von Schnee. Es war ein Araber mit seinem Hochzeitszug. Die Frau lag in seinem Arm, und das Kamel galoppierte. Der Schatten traf mich. Der Sand, den es aufwirbelte, rieselte über mich herab . . . Der ganze Hochzeitszug kam vorüber. Da waren viele, viele. Ihre Gesichter sah ich. Des Bräutigams entsinne ich mich noch . . . Sie schlugen auf die Instrumente ein, so daß es in den Pyramiden wiederhallte. So daß der dünne Halbmond am Horizont flirrte . . . Dann waren sie verschwunden . . .

Ich kroch im Sande herum wie ein Wurm . . . Das Feuer braunte in mir. Ich schrie. Ich war wie be-
fessen. Er, der Bräutigam auf dem ersten Kamel . . .
Mit meinen Fingern hätte ich ihm die Augen aus-
reißen können . . . Aber als das Licht am Himmel
aufflammte, weinte ich, weinte ich . . . Als seien meine
Augen Quellen, aus denen kochendes Wasser strömte . . .“

Rachels Lippen verzerrten sich. Sie verschlang
die Hände ineinander, dann sagte sie: „Am nächsten
Tage wanderte ich in den Straßen von Kairo umher.
Rings um den großen Garten herum stehen Esel, und
Gras bedeckt die Straßen. Auf dem Steinpflaster
liegen die Männer auf ausgebreiteten Teppichen und
verkaufen falsche Amulette. Ich begegnete einem Mann
im Burnus. Er steuerte auf mich zu. Seine Haltung
war königlich. Er war es. Mein Herz pochte . . .
James, ich war achtzehn Jahre alt . . . Er wollte
mir Glasperlen verkaufen — von denen er zu be-
haupten wagte, daß er sie selbst bei den Pyramiden
ausgegraben hatte. Er beugte sich vor mir bis zur
Erde, demütig wie ein Sklave . . .“

Rachel verschlang das Haar zu einem Knoten und
steckte die vier Nadeln hinein. „Und nun werden Sie
fragen, warum ich diese gleichgültige Geschichte er-
zähle. Ja . . . An jenem Abend da draußen bei
den Pyramiden wurde ja das Feuer in mir entzündet . . .
Warten Sie . . . warten Sie . . . jetzt kommt das,
was Sie wissen sollen . . . ich will es . . .“

Rachels Hände, die die meinen berührten, waren feucht, als habe sie geweint. Zitternd fühlte ich, wie sie näher und näher auf mich zuglitt.

„Dann fuhren wir nach Luxor. Sie sind nicht auf dem Nil gefahren, wenn der Mond scheint . . . Ich wollte das alte Theben sehen, die alten Tempel. Man hatte mir davon erzählt. Die Inschriften, die ich nicht verstand, die Inschriften, die wie mit Blut und Sonne und dem Blau des Himmels gemalt waren, die zogen mich an, als gelte jedes Zeichen mir, als stehe darin mein Schicksal geschrieben . . . Wir wohnten am Fluß. Wo wir gingen und wo wir standen, waren wir von jungen Eseltreibern umringt. Sie wimmelten hervor zwischen den Säulen des Tempels, vor den Pylonen, um den heiligen See, an den Ufern des Flusses, überall. Unter ihnen wählte ich einen aus . . . oder vielmehr, er erwählte mich. Sein Esel sollte mich nach den Königsgräbern tragen. Ich sah seine Hände an. Sie waren stark. Ich sah seine Gestalt an, sie war schlank. Sein Antlitz war dunkler als das der andern. Das eine Auge war geschlossen, er sah nur mit dem andern. Er sagte, das mache die Sonne. Er war zwanzig Jahre alt und ich achtzehn.

Wir gingen unten am Ufer des Flusses, am Abend vorher. Er kam, um zu verabreden, wann wir ausbrechen wollten. Er fragte, ob ich eine ägyptische Prinzessin kaufen wolle, die seinem Dukel ge-

höre. Ich lachte und glaubte es nicht. Er runzelte die Stirn . . . Sein Gesicht nahm einen Ausdruck von Grausamkeit an, der mich hätte warnen müssen, aber ich war jung und übermütig. Er führte mich zu dem Dunkel, einem alten Araber, der hinter dem heiligen See in einer Lehmhütte wohnte. Es war dunkel. Der Schatten von den Palmenstämmen lag auf dem Wege wie Schlangen, ich fürchtete mich zu straucheln. Er nahm meine Hand. Die seine war wie moderndes Holz. Ich wollte sie loslassen, ich konnte es nicht . . . Das mit der Prinzessin entsprach der Wahrheit . . . Der alte Mann erzählte mir, wie er — Nacht für Nacht, jahraus, jahrein gegraben und gegraben habe — nach Anweisungen, die sich von einer Generation auf die andere vererbt hatten — bis er, allein, wirklich den verborgenen Eingang zu einem der Königsgräber fand. Wie er ganz heimlich, zu nächtlicher Stunde, alles wegschleppte, und es zwischen den Bergen verscharrte, um es dann später an die Fremden zu verkaufen. Das einzige, was er jetzt noch habe, sei die Prinzessin, die habe er nicht verkaufen können. Er sei bange gewesen, sich dadurch zu verraten, und niemand habe bisher den Mut gehabt, sie aus dem Lande auszuführen; der Sarg stünde in seiner Hütte, in Kamelhaardecken gehüllt . . . Ich glaubte, daß er die Wahrheit sprach. Ich sah den Sarg. Ich kaufte ihn und versprach dann, ihn fortschaffen zu lassen. Außer dem Sarge kaufte ich auch einen Kasten

mit der Perücke der Prinzessin und den Elfenbeinnadeln, die sie für ihr Haar gebraucht hatte. Das war eine große Seltenheit. Ich nahm sie sofort mit, ich steckte sie in mein Haar . . . ja, Sie finden gewiß, daß dies alles gleichgültig ist! Sie begreifen nicht, warum ich es erzähle . . . aber warten Sie nur . . .“

Rachel sah mir in die Augen, sie war mir jetzt so nahe, daß ihre Wimpern sich in die meinen hineinhakten, und ich erwartete, daß ihre Augäpfel an den meinen festkleben würden.

Von nun an flüsterte sie, leise, langsam, in einer eigenen, kläglichen Melodie, die einformig stieg und sank wie die Welle, die ans Ufer getrieben und wieder von der See zurückgesogen wird.

„Als der Morgen dämmerte, fuhren wir über den Fluß. Wir waren viele. Alle Eseltreiber umstanden in Gruppen die Esel, Mahmud stand allein. Sein eines Auge sah mich an, das andere war ganz geschlossen . . . Wir ritten an den singenden Bildsäulen vorüber . . . einsam sitzen sie auf dem öden Felde. Sie singen, wenn die Sonne aufgeht. Zwei Menschen aus Stein, hoch wie Häuser. Ich denke mir, sie haben einstmals in einem Tempel gefessen, und die Mauern sind eingefallen, das Dach ist herabgestürzt, nur sie sind zurückgeblieben . . . Wir ritten zwischen die Berge hinein. Der Sand ist rot wie Asche. Die Berge sind rot. Tief unten führen die Wege. Hoch

oben schreiten die Berge dahin, einer nach dem andern — niemand kennt die Zahl. Oh, sie gleichen nicht Bergen, andere Berge sehen nicht so aus . . . sie gleichen großen, roten Kagen, die auf der Lauer liegen . . . Mahmud ging hinter meinem Esel. Seine Hand lag auf dem Sattel. Sie rührte sich nicht . . . ja, sie rührte sich, aber damals wußte ich es nicht . . . Und ich glaubte, es sei die Sonne, die zu brennen begann. Mahmud sprach nicht mit mir. Er sang nicht wie die andern Eseltreiber. Er pfiß nicht. Ich konnte seine Fußtritte nicht hören. Wir waren die letzten . . . Wir begegneten einem kleinen nackten Jungen, braun wie eine Biene. Er trug einen blauen, wollenen Faden um den Leib . . . ich habe seither an den Jungen gedacht. Woher kam er? Er trug einen abgebrochenen Mumienfuß in der Hand. Er hielt ihn in die Höhe, ich sollte ihn kaufen. Aber Mahmud jagte ihn weg. Er lief, er flog auf den kleinen Beinen . . . Ich glaubte ja, es sei die Sonne, die meinen Rücken sengte. Es sauste mir vor den Ohren . . . Wir kamen zu den Königsgräbern . . .

Mahmud blieb draußen mit den anderen Eseljungern, aber als ich mich umwandte, um ihm zuzunicken, ehe ich hineinging, sah er mich mit seinen beiden Augen an. Sie zogen an mir wie Schnüre. In den Gräbern war es kalt. Ich ging in den dunklen Kammern umher, ohne zu sehen . . . Von den Königsgräbern entsinne ich mich nur der Kälte . . .

Und dann ging ich allein zurück, zu der Sonne hinauf . . . zu Mahmud. Er stand noch da mit seinem Esel, als erwarte er mich . . . er . . . alle die andern schliefen, den Kopf im Schatten des Berges. Sie hatten gegessen, ich sah die Eierschalen. Mahmud nickte mir zu. Seine Augen waren weitgeöffnet. Er fragte mich, ob ich das geheime Grab sehen wolle, das nur er und sein Dunkel kannten . . . Er half mir auf den Esel hinauf und führte mich zwischen die Berge. Ich wagte nicht, mich umzusehen. Aber wieder fühlte ich den Schmerz in meinem Rücken, als werde mir ein Pfriem bis ins Mark hineingebohrt, ein Pfriem, der in Feuer glühend gemacht war. Ich öffnete den Mund, um zu schreien . . .

Da kniete der Esel mit mir nieder — die Beute, die ihm zu Füßen gelegt wurde . . .

Die Sonne und der Esel sahen meine Schande . . . Er mißhandelte meinen Körper, er mißhandelte meine Seele . . . Es war ja nicht allein, daß er mich vergewaltigte . . . es war nicht das allein. Er besudelte meine Gedanken. Seitdem habe ich das Gefühl, als seien die Augen in meinem Kopf Pfützen . . . Sein Gesicht war ruhig, ernsthaft, grausam . . . Seine Hände . . . ließen nicht von mir . . . Dann ward er müde . . . Er ging von mir, legte sich in den Schatten von des Esels Bauch und schlief ein. Und ich hatte nicht die Kraft, mich wegzuschleppen . . . Er kam wieder . . . wieder. Ich erhob die Hände und bat

ihn, flehte, wie man zu einem Gott fleht. Ich kniete vor ihm nieder. In seiner Seele lebte kein Mitleid. Erst als die Sonne hinter die Berge zu sinken begann, durfte ich die Kleider um mich sammeln . . . Da hatte ich das Blut meines Leibes geweint . . .“

Rachel sprach in meinen Mund hinein. Ihre Zunge berührte die meine. Ich war von ihrer Erzählung gelähmt. Jetzt schwieg sie. Sie zog sich von mir zurück. Sie senkte den Kopf tiefer und tiefer, schließlich ruhte er in ihrem Schoß.

Dann erhob sie sich, so rank wie ein Palmenstamm. Sie wuchs in ihrem Zorn: „Ich verschaffte mir meine Rache! Ich verschaffte mir meine Rache!“ — — Ich sah sie zittern, aber aufrecht stand sie da, aufrecht in ihrem Recht!

„James, wir kehrten zurück. Ich saß auf dem Esel, Mahmud ging hinter mir. Da verschaffte ich mir meine Rache . . . Sehen Sie mich an, James, und sagen Sie, war ich nicht in meinem Recht? . . .“

Sie stand nun da, die Hände unter dem Nacken gefaltet. Ihr Blick durchdrang mich, wie der Blitz eine dunkle Wölbung durchdringt. Zwei-, dreimal atmete sie auf mit einem tausenden Laut, als wolle sie sich befreien von der entsetzlichen Erinnerung. Jetzt zog sie die gelbliche Nadel wieder aus dem Haar:

„Sehen Sie sie genau an! Sie ist mein Freund. Sie hat meinen Verstand gerettet. Sehen Sie sie doch an.“

Ich nahm die Nadel und untersuchte sie mit Sorgfalt, soweit meine Augen ihre Pflicht zu tun vermochten. Sie war gut fünf Zoll lang, stark zugespitzt an dem einen Ende, das andere schloß mit einem Knopf ab, schön gedreht in Form einer Fackel. Ich gab sie an Rachel zurück, die sie wieder in das Haar steckte. Als sie von neuem mit mir sprach, hatte ihre Stimme ihren alten Wohlklang wiedergewonnen.

„Das Märchen ist aus!“ sagte sie.

Und ich erwiderte nicht, daß ich wisse, sie lüge. Ich erwiderte nicht, daß ich den Schluß des Märchens kenne, ihn so kenne, als sei die gelbliche Nadel lebendig geworden und habe mir ihre Missetat ins Ohr geflüstert.

Rachel sah mich an. Ihre Pupillen erweiterten sich mächtig. Sie schüttete die Worte über mich aus wie kalte Hagelkörner: „Sie sind feige wie die andern! Sie haben nicht den Mut, mich zu Ende zu hören! . . . Alle Menschen, mit denen ich zusammentreffe, sind feige . . . Ohne Ausnahme . . . Und wenn Sie mir jetzt einen Dienst erweisen könnten, einen großen Dienst, indem Sie mein . . . Märchen zu Ende anhörten! . . . Ach, Sie bieten sich an, aber Sie sind bange! Sie sind besorgt um Ihren lieben nächtlichen Schlaf! Sie wollen Ihre Träume hüten . . . um die meinen bekümmern Sie sich nicht . . . Sie sollen verschont bleiben! Sie wissen nichts! Ich habe nichts erzählt . . . nichts! Ich habe Sie ganz einfach ein

paar Stunden unterhalten! Aber Sie haben sich gelangweilt! Sie sind müde geworden . . . Gute Nacht!“

Ich stand wie versteinert da. Was bedeutete dies. Hatte Rachel gesehen, wie Entsetzen meine Seele färbte . . .

Ich nannte ihren Namen, demütig, flehend. Wieder kam sie ganz nahe zu mir heran. Ihre heißen, trocknen Lippen zitterten an den meinen. Es war, als würde mir das Blut von dem Herzen weggesogen. Sie zog den Vorhang zurück. Schneidend, blendend, aufregend quoll das Mondlicht herein. Rachel erhob ihre Hände, als bade sie sie in der weißen Flut.

Rachel sprach mit mir. Ich weiß, daß sie mit mir sprach, aber die Worte hörte ich nicht, meine Ohren waren erfüllt von dem Brausen. Rachels Blick goß sich in den meinen hinein, tiefer und tiefer. Und währenddes sprach sie und ihre weißen Hände spielten gleichsam in dem Licht vor meinem Gesicht.

Rachel flüsterte und stemmte die Finger gegen meine Schläfen: „Und mit diesen meinen Händen habe ich im Sande gegraben wie ein Tier . . . gegraben, so daß mir das Blut unter den Nägeln hervorsprang . . . Verstehen Sie mich jetzt?“

Das waren die letzten Worte, die sie sagte. Ihr Laut drang in mein Bewußtsein hinein. Aber losgerissen, wie ein Funke in einer finstern Nacht, standen

diese Worte vor mir. Ich faßte ihren Zweck nicht, ich verstand nicht ihren Sinn.

Ohne eine Antwort abzuwarten, schob sie mich leise beiseite.

Draußen vor der Tür stand van Grooten. Hatte er lange dort gestanden? Hatte er gelauscht?

Schweigend gingen wir aneinander vorüber. Er zu Rachel hinein in das „geheime Kämmerlein“, das er ungerufen nicht zu betreten pflegte, ich durch die leeren Räume hinaus.

Gegen die Gewohnheit war der Diener nicht da. Während ich in der Vorhalle meinen Rock anzog, sah ich zufällig in den spärlich erleuchteten Wintergarten hinaus, und es war mir, als sähe ich eine Männergestalt da draußen. Ich konnte die Tür nicht hinter mir abschließen, mußte mich damit begnügen, sie zuzuziehen.

Auf dem Heimwege schwankte ich wie ein Schwerbetrunkener. Mein Körper war wie eine Last aus Stein, mein Kopf wie ein sich senkender Turm, ich vermochte nicht, ihn zu erheben.

Es war still in den Straßen, wie in allen englischen Städten nach Sonnenuntergang. Ich hörte keinen andern Laut als die eigenen Fußstritte. Doch hatte ich ein Gefühl, als sei ich nicht allein . . .

Ich zündete Licht an. Der Spiegel zog mich an. Rachels Bild wandelte unablässig, flimmernd, silber-

glänzend über seine Fläche hin. Und dann das Märchen . . . Die Büstenberge, die wie rote, lauernde Katzen dalagen . . . Mahmud mit dem einen geschlossenen Auge . . . die gelbliche Nadel . . .

Ich mußte den Spiegel nach der Wand herum-drehen.

Entsetzliche Müdigkeit marterte meinen Körper. Angstvolle Ahnungen durchsausten meine Seele. Die Luft in meinem Zimmer war heiß, trocken, drückend, wie bei einem gewaltigen Barometerfall.

Ich suchte meine Unruhe durch Arbeit zu bezwingen. Die Buchstaben tanzten vor meinen Augen. Möglicherweise glaubte ich, daß mir das Blut unter den Nägeln hervorspringe. Es war nur ein heftig hervorbrechender Schweiß. Gleich darauf fühlte ich die klebrige Süße, die sich von Rachels Händen zögernd durch meine Nerven ergoß.

Ich hatte Allan erwartet, er kam nicht.

Leise öffnete ich die Tür zu dem Zimmer, wo das viersäulige Bett auf seinen vorwärtsschreitenden Beinen angehalten war. Es war mein Wille, diese eine Nacht dadrinnen zu schlafen, unter der seidene Decke, die über Rachels Schlummer und jungen Träumen gewacht hatte. Ich trat heran, wich aber zurück wie vor einer Tempelschändung . . .

*

*

*

Um sechs Uhr wurde ich geweckt.

Durch das Telephon, das unmittelbar an meinem Bett angebracht war, erhielt ich die Mitteilung von dem an van Grooten verübten Morde.

Die Zähne klapperten mir. Das Hörrohr tanzte in meiner Hand. Ich sah, wie in einem Spiegel, das Gesicht meines Bruders und meines Bruders Hände. Ich kämpfte dagegen an, wieder und wieder zu mir selber sagend, daß dies ja sinnlos, unmöglich sei.

Aber während ich das kalte Wasser des Brausebades über meinen Körper herabrieseln ließ, hämmerte das Blut wie Häuste in meinen Schläfen, jagte das Herz wild wie ein Sturmvogel, der mit dem Kopf gegen die Fensterscheibe des Leuchtturmes rennt.

Man hatte mir durch das Telephon die knappsten Tatsachen mitgeteilt: die Scheuerfrauen, die gegen halb sechs Uhr auf die Kontors kamen, hatten van Grooten in seinem Privatkontor als Leiche gefunden. Er war ins Ohr geschossen. Der Revolver lag neben der Leiche. Der Geldschrank war erbrochen. Was an Wertpapieren fehlte, konnte erst nach einem Verhör des Prokuristen und des Privatsekretärs festgestellt werden.

Ganz mechanisch erteilte ich den Befehl, eine Wache am Tatort aufzustellen, alles zu versiegeln und die Leiche liegen zu lassen, wo sie lag, bis ich selbst kommen würde. Dies kostete mich insofern keine Mühe, als ich selber nicht dabei dachte, sondern den

Befehl nur als eine Reihe toter Worte gab, deren Inhalt mir im Augenblick nicht einmal selbst klar war. Das Gehirn wirkte nach außen ganz normal. Im innersten Innern hatte ich ein Gefühl von Chaos.

Um meine Nerven zu stärken, trank ich eine Tasse starken Kaffee, worauf ich mich nach dem Rathaus auf mein offizielles Bureau begab, um mir Bericht erstatten zu lassen.

Die Klugheit hieß mich dies tun, anstatt dem Drange meines Herzens zu folgen und Allan sofort aufzusuchen.

Ich versuchte, mir selbst Vernunft zureden. Alles ließ auf einen ganz gemeinen Raubmord schließen, der von irgend jemand begangen sein konnte, der nur ganz oberflächlich mit den Lokalitäten bekannt war. Ja, im Grunde genommen, war selbst das nicht einmal notwendig. Der Mord konnte von einem zufälligen Einbrecher verübt sein, der — unbekannt mit van Grootens Gewohnheiten — überrascht worden war und ihn zu seiner Notwehr niedergeschlagen hatte.

Es schien, als habe der Mörder Glück gehabt zu verschwinden, ohne eine andere Spur als nur den Revolver zu hinterlassen. Und eine Waffe war ein äußerst schwacher Anhaltspunkt.

Freilich, findet man am Orte der Tat einen Hosenträger, mit dem der Verbrecher sein Opfer erdroffelt hat, so kann man mit der Annahme rechnen, daß der Mörder der niederen Klasse der Gesellschaft

angehört, aber hier in einer Stadt, wo das Schießen sogar unter Schulknaben als Sport betrieben wird, wo der Hafen voll von Schiffen mit Mannschaften aus aller Herren Länder lag, war ein Revolver kein Fingerzeig.

Und doch, der Gedanke an diesen Revolver wirkte auf meine Nerven wie der Anblick einer scharfen Klinge, die im Sonnenschein dicht an den Augen vorbeigeschwungen wird.

Aber: Mein Bruder ist kein Mörder! Mein Bruder ist kein Mörder! . . . Die Worte wiegten sich in mir hin und her wie auf unaufhaltbaren Gängen: Mein Bruder ist kein Mörder! . . .

Und nun erwachte langsam in mir das Interesse des Kriminalbeamten an der Sache. Ich war kein freier Mann mehr. Ich handelte unter einer Verantwortung, die gleich einem steinernen Joch auf meinen Schultern ruhte. Und ich war bereit, meine Pflicht zu tun.

Wenn ich daran zurückdenke, verwundert mich dies als eine der rätselhaften Kehrseiten im Menschengemäß, denn Allan war mein einziger Bruder, und mein Leben war eng mit dem seinen verknüpft.

Aber ich fragte ganz ruhig, wer den Schuß gehört habe, und wann er gehört sei. Man antwortete mir, der Schuß sei von einigen von van Grootens Diensthoten gehört worden, die unten im Seitenflügel ein kleines Fest feierten, die Stimmung sei aber so

auf der Höhe gewesen, daß sich niemand durch das Geräusch habe beunruhigen lassen. Mit ziemlicher Bestimmtheit konnten sie jedoch sagen, daß sie den Knall zwischen zwölf und ein Uhr des Nachts gehört hatten.

Und um zehn Uhr hatte ich Rachel verlassen!

In Begleitung eines meiner gewandtesten Detektives begab ich mich nach van Grootens Haus. Durch den Lörweg gingen wir direkt in die Kontore; es war meine Absicht, Rachel hinterher zu fragen.

Mittels einer der riesenhaften Willensanstrengungen, die den Mann zum Manne machen — wenn sie ihm auch nicht immer zur Ehre gereichen — zwang ich mich, alle persönlichen, Rachel betreffenden Gedanken und Gefühle auszuschalten. Während der ganzen Nacht hatte ihr „Märchen“ mich umkreist wie ein Geier und mein Herz blutig gehackt. Von nun an war Rachel nur Fräulein van Grooten, die Verwandte des Ermordeten, und ich der Kriminalbeamte, der auf dem Felsengrund der Pflicht stand.

Ein hastiger Überblick genügte, um mich zu vergewissern, daß ein Einbruch in des Wortes wahrer Bedeutung nicht stattgefunden hatte. Weder Türen noch Fenster waren von außen beschädigt.

Ich ließ den Detektiv draußen, um Hof und Garten zu untersuchen, während ich selbst in das Privatkontor eintrat.

Zu meiner größten Überraschung war van Grootens

Leiche entfernt. Aber der Diener, der gemeinsam mit meinen Leuten Wache hielt, erklärte, das gnädige Fräulein habe befohlen, die Leiche ihres Vaters augenblicklich in sein Schlafzimmer zu bringen. Bei meiner Kenntniss von Rachels Charakter begriff ich und verzich ich, daß man gegen meine Instruktion gehandelt hatte.

Ich ging jetzt systematisch zu Werke. Untersuchte zusammen mit meinen Leuten alles. Die Wattenleisten, die an den Fensterrahmen entlang lagen, um Zug zu verhindern, waren unverfehrt. Der große Schreibtisch, das Stehpult und noch ein Wandschrank waren unberührt. Keines der Schloßfer war mit einem Dietrich versucht worden. Der Geldschrank dahingegen stand weit offen. Lose Papiere, Dokumente und Bücher lagen in wirrem Durcheinander, was darauf schließen ließ, daß der Mörder zwischen den Papieren gewühlt hatte, um etwas Bestimmtes zu finden. Das Schlüsselbund lag an der Erde. Auf einer der Borten im eisernen Schrank standen drei leere Metallschalen, tiefer wie Teller, aber von Tellergröße.

Nach der Art und Weise, wie die Papiere lagen, konnte ich fast ausrechnen, wohin der Ermordete gefallen war. Er hatte vor dem Geldschrank gestanden, der Schuß hatte ihn getroffen, und er war hintenübergestürzt, auf der Stelle tot.

Man meldete mir, daß der Prokurist gekommen sei, und ein kleiner, älterer, eingeschrumpfter Mann,

der vor Schrecken bis in seine krummen Finger hinein zitterte, trat ein. Ich bat ihn, mir alles zu sagen, was er über den Inhalt des Geldschrankes wisse. Aber er schüttelte den Kopf und erklärte, van Grooten sei nicht der Mann, der sich von einem Fremden, es möge sein, wer es wolle, auf die Finger gucken lasse. Doch meinte er, es stehe fest, daß van Grooten stets große Summen in Gold im Hause gehabt habe, die er im Geldschrank aufzubewahren pflegte.

Ich fragte, ob er diese Annahme auf Tatsachen begründe, und mit einem verlegenen Lächeln gestand er, van Grootens Vorliebe für Gold zu kennen, und erzählte, wie dieser stets, wenn größere Summen an das Geschäft eingezahlt wurden, das Papiergeld sofort auf die Bank tragen ließ, die Goldstücke aber zurückbehielt. Der Prokurist hatte den Chef des Hauses häufig dabei überrascht, daß er, ein Paar bis an den Rand mit Gold gefüllte Christallschalen vor sich, am Schreibtisch gesessen habe. Er tauchte seine Hände dahinein wie in Wasser und wühlte darin umher, aber wenn jemand hereinkam, trug er sofort die Schalen nach dem Geldschrank hinüber und schloß sie hinein.

Ich fragte, ob dies dem Personal bekannt sei, und er antwortete, die jungen Kontoristen hätten ihren Scherz daran gehabt, zuweilen tiefste Stille eintreten zu lassen, damit alle van Grootens Klirren mit den Goldmünzen hören konnten. Endlich fragte ich den

alten Kontoristen, ob die Bücher oder Privatpapiere des Hauses im Geldschrank aufbewahrt würden. Der Prokurist antwortete, daß mit Ausnahme einiger sehr wichtiger Wertpapiere und Obligationen alle Papiere und die Hauptbücher in eingemauerten Wandschränken, teils im Privatkontor, teils in den äußeren Kontoren aufbewahrt würden.

Ich ließ den Alten gehen, bat ihn aber, sich in der Nähe aufzuhalten, damit ich ihn rufen könne, falls ich eine Unterredung mit ihm wünschte.

Und abermals setzte ich meine Untersuchungen fort.

Ein neuer Gedanke packte mich: Das Fest der Dienstboten konnte geplant sein, damit der Verbrecher in aller Ruhe sein Vorhaben hatte ausführen können! Alle Dienstboten des Hauses, Diener wie Mädchen, mußten van Grootens Gewohnheit kennen, jeden Abend, ehe er sich schlafen legte, in das Kontor hinüber zu gehen, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. Mußten seine Gewohnheit kennen und die Pünktlichkeit, mit der er ihr oblag.

Auf der andern Seite war van Grooten ein viel zu kluger Mann, um die Thür offen stehen zu lassen, so daß ihm jemand folgen konnte, und es war klar, daß er auf alle Fälle eine Weile allein im Kontor gewesen war, da er selbst den Geldschrank geöffnet hatte. Er selbst — ja, denn niemand sonst konnte das Geheimnis des Buchstabenschlosses kennen.

Ich setzte mich in den großen, lederbezogenen

Lehnstuhl vor den Schreibtisch, um in Ruhe die Situation zu durchdenken. Mein Auge fiel auf eine offenstehende Stahlfederschachtel. Ich weiß nicht, wie es kam, aber dieser Anblick rief gleich eine neue Reihe von Gedanken wach. Van Grooten war ein in Kleinigkeiten übertrieben ordentlicher Herr. Hatte er eine Stahlfederschachtel herausgeholt, so war das geschehen, um zu schreiben, und dann hatte er nach dem Gebrauch die Schachtel geschlossen und sie wieder an ihren Platz gestellt.

Folglich hatte er geschrieben und war bei seiner Arbeit gestört worden. Aber nicht von einem ihm unbekanntem Menschen, -- in diesem Falle wäre er nicht aufgestanden und nach dem Geldschrank hinübergewandert, ohne das Schreiben zu vollenden. Und wo war dies Schreiben?

Unwillkürlich hob ich das Löschpapier in die Höhe. Darunter lag ein Bogen weißen Papiers, wieder und wieder übermalt mit dem einen Wort: „Rachel“.

Nun ja, diese Äußerung von Verliebtheit paßte ja besser für einen Zwanzigjährigen als für van Grooten, der über die Fünfzig hinaus war, aber seine Exaltation konnte sich gewiß in noch jugendlicherer Weise äußern. Ich faltete das Papier zusammen und steckte es ein. Einen Augenblick später holte ich es wieder hervor. Es war mir plötzlich, als kenne ich dies Papier, als habe ich es schon einmal in

Händen gehabt. Wahrscheinlich hatte van Grooten die Angewohnheit, in müßigen Augenblicken alles vorhandene Papier mit Rachels Namenszug zu bemalen. Und dann dachte ich nicht mehr daran.

Der Revolver lag auf dem Tisch. Es war eine kleine, zierliche Waffe, fremdartig, elegant, unbenutzt. Der Revolver war sechsläufig; fünf von den Kugeln saßen noch in den Läufen.

Jetzt, wo der Gedanke an Allans Schuld verflogen war, ward mir wieder ganz leicht und elastisch zu Mute.

Das Ganze erschien mir im Grunde wie ein Kunststück, das ich auszuführen im Begriff stand — oder vielmehr wie eine Art edlen Sports, der Schlauheit, Kraft und Beständigkeit erforderte. Kalt berechnend ordnete ich der Reihe nach die jetzt aufgehäuften Einzelheiten und beschloß, späterhin am Tage sowohl die Dienerschaft wie auch das Kontorpersonal einzeln verhören zu lassen, um einen jeden sein Alibi nachweisen zu lassen.

Ich saß da und spielte mit dem Revolver, als ich auf einmal stutzte und in den leeren Lauf hinein sah. Wahrlich, es gehörte eine sichere Hand, ein geübter Blick, es gehörten starke Nerven dazu, um mit einer solchen Kugel ins Zentrum zu treffen — in das Ohr. Mit Beschämung gedachte ich der entschwundenen Zeiten auf der Universität, wo es mein stets versagender Ehrgeiz gewesen war, ein

guter Schütze zu werden. Immer zitterte mir die Hand, sobald es sich um Schußwaffen handelte, während ich zum Beispiel beim Fleuretfechten äußerst geschmeidig war. Und wieder kam ich auf Allan zurück, der schon als Kind mit seinem Flügelsbogen aus weiter Entfernung durch einen Ring schießen konnte, den ich mit der hohlen Hand bildete.

Ich ließ mich bei Rachel melden.

Man bat mich zu warten, und ich ging in den Wintergarten hinaus. Unwillkürlich ließ ich meinen Blick zu den Palmen vor Rachels Thür hinausschweifen. Sie war geschlossen. Die sonnengelben Vorhänge waren vorgezogen, aber natürlich war sie schon aufgestanden.

Die schwüle Luft legte sich beklemmend um meine Stirn, und doch entfernte ich mich nicht, sondern blieb.

Um keine Zeit zu verlieren, begann ich, mich umzusehen. Als Kriminalist war ich gewöhnt, die Augen zu gebrauchen und keine Kleinigkeit zu überspringen. Ich sah mich um, ich lotete förmlich die Länge und Breite des Raumes mit meinem Blick.

Erwartete ich wirklich, etwas von Bedeutung zu finden, da ich so sorgfältig die Riegschicht um das große Bassin herum untersuchte? Oder war es nur die Äußerung meines nervös erregten Gemütszustandes? Ich weiß es nicht.

Ich ging langsam umher, vorsichtig in meine

eigenen Spuren tretend, und nun sah ich, nun erkannte ich die Abdrücke von Rachels Füßen, von diesen feinen, langen, schmalen Füßen, die in eine so scharfe Spitze ausliefen, und deren halbmondförmige Absätze so tief stempelten, wo sie niedertraten.

Der Anblick dieser Absätze übte an diesem Morgen einen solchen Einfluß auf meine Sinne aus, daß das Blut bis in meine Kehle hinauf siedete. Es war mir, als könne ich mit den Händen ihre Gestalt in der leeren Luft formen, nur mit Hilfe dieser schwachen Spuren. Sausend und singend pulsierte die Begierde mir bis in die Ohren hinaus. Rachel! Rachel!

Sah aber erlosch der Brand. Mich durchschauerte eine Kälte, die mein Bewußtsein förmlich von Kopf zu Fuß spaltete.

Allan und ich waren Zwillinge, waren so manches Mal einander in die Fersenabdrücke gesprungen, in Erde, in Schnee, — sollte ich da seinen mageren Fuß nicht kennen, der sich während des Gehens nicht nach auswärts wendete, sondern sich steif bewegte wie die in Stein geritzten Abbildungen assyrischer Krieger! Allan war, so lange ich denken konnte, auf seinen Beinen gegangen, als balanziere er auf einer Stahlklinge. Sollte ich seine Spur nicht kennen?

Da waren andere Spuren, aber diese waren am frischesten, Rachels und Allans.

War er am vorhergehenden Abend dagewesen? . . . Nachdem ich gegangen war? . . . Während ich zu

Hause saß und auf ihn wartete. Unmöglich. Aber die Spuren standen da. Sie starrten mich an. Meine Unruhe schreckte sie nicht.

Da beging ich mit voller Überlegung die erste Verletzung meiner heiligen Amtspflicht. Ich entfernte die Spuren, trat sie nieder, eine nach der andern, löschte sie mit meinem Fuße aus.

Ein Geräusch von obenher machte mich zusammenfahren, aber ich sah nicht auf . . . so überzeugt war ich, daß es einer der Tropenvögel in den hängenden Bauern oben unter der Kuppel sein müsse. Eine Weile stand ich an dem Bassin, in dem die fetten Fische unverdrossen zwischen den Blättern der Wasserpflanzen umherglitzerten. In meiner Seele jammerte es. Allan, mein Bruder! Allan, mein Bruder! In Gedanken versunken steckte ich die Hand ins Wasser, um meine Stirn zu fühlen, aber das Wasser war lauwarm, und mit einem Ruck zog ich die Hand zurück.

Dann begann ich, sorgfältig wie ein Gärtner, die einzelnen Pflanzen zu untersuchen, als erwarte ich, die Lösung des Rätsels in der feuchten Erde zu finden. Hier kroch ein Wurm, dort spann eine Milbe. Eine rote Blume war im Begriff, sich aus ihren Windeln herauszuwickeln wie ein Schmetterling aus der Puppe.

Mein Blick fiel auf etwas, das ich im ersten Augenblick für eine gelbliche Beere hielt, aber die Farbe machte mein gespanntes Bewußtsein stutzen. Ich rüttelte daran, und aus der losen Erde, die eine

große Nepenthes umgab, zog ich eine lange knöcherne Nadel, die offenbar in einem Augenblick der Gedankenlosigkeit dahinein gesteckt war.

Ich wollte sie gerade wieder in die Erde hinein bohren, als meine Finger zu zittern begannen, wie wenn die Nadel mit elektrischen Strömen geladen sei. Es war nicht — wie ich geglaubt hatte — eine abgebrochene knöcherne Häkelnadel, es war eine von Rachels ägyptischen Haarnadeln . . .

Wieder stand das „Märchen“ in all seinem Wüstengrausen vor mir . . .

Wahrscheinlich hatte sie sie verloren, einer von den Gehilfen des Gärtners hatte sie gefunden und, unkundig des Wertes ihrer Seltenheit, sie in den ersten besten Blumentopf gesteckt. Ja, so war es sicher zugegangen.

Ich stand, die kleine, gelbliche Nadel in der Hand, da. Sie hatte in der Erde Schaden gelitten; sie war rötlich dunkel an der Spitze. In dem Wasser, mit dem die Pflanzen gedüngt wurden, waren offenbar alkalische Säurestoffe, die sich in die Knochenporen hineingefressen hatten. Ich wollte sie Rachel zurückgeben. Sie mußte sie vermissen. Sie hatte ja nur die vier. Gestern Abend hatte sie sie mir gezeigt . . .

Gestern Abend . . . Es fing an, mir grün vor den Augen zu flimmern. Rachel besaß nur vier

Nadeln und hatte sie alle, als ich um zehn Uhr von ihr ging.

Wie mit langen Nägeln bohrten sich mir die Tatsachen in das Gehirn. Rachel war zusammen mit Allan, mit meinem einzigen Bruder, gestern Abend hier gewesen . . . fast zu nächtllicher Stunde!

Bovon hatten sie gesprochen, während sie hier rund herumwanderten, daß sie, alles vergessend, die Nadel aus dem Haar genommen und sie neben eine Pflanze in die Erde gesteckt und nicht daran gedacht hatte, sie wieder herauszuziehn! Bovon hatten sie gesprochen?

Wer war Rachel, dies Weib, das sich in der einen Stunde an mich anschmiegte und mich mit dem Grauen ihrer Vertraulichkeit umspann, um in der nächsten Stunde meinen Bruder herbeizulocken . . .

Denn von selber war Allan nicht gekommen. Dazu kannte ich ihn zu gut. Aber wer war sie? Wie war ihr Inneres? . . .

Abermals vernahm ich von oben her einen Laut, einen Seufzer oder ein klagendes Lachen. Langsam wandte ich den Kopf um und sah hinauf:

Da stand Rachel, über den schmalen Balkon gebeugt, als strecke sie sich vor, um ihr Spiegelbild im Bassin zu sehen. Ihre langen, bleichen Hände hingen an schlaffen Armen, wie tote Blumen, über die Bronze des Gitterwerkes herab. Sie wiegte sich leise bald hierhin, bald dahin wie eine aufgerichtete

Schlange, die sich nach Musik wiegt. Das Gesicht war vollkommen ruhig, der Ausdruck blind und ermattet.

Sie ging jetzt auf dem Balkon entlang, ich hörte den Klang ihrer Absätze gegen den eisernen Fußboden und das schleppende Zischen des Kleides. Sie stieg die schmalen Stufen hinab, stand mir dann gegenüber. Aber als ich meine Hand ausstreckte, um die ihre zu ergreifen, wich sie von mir.

Sie war bläulich-bleich, und über ihrem Haar lag wieder der rötliche Blutglanz. Aber dies Haar, das sich sonst hoch um ihre Stirn wölbte, fiel jetzt schlaff, fleberig in die Schläfen hinein.

In dem Zorn meiner Leidenschaft durchzuckte mich der Gedanke, daß sie so nicht über den Mann trauerte, der an ihr Vaterstelle vertreten und dem sie notgezwungen ihr Wort gegeben hatte, und ich mußte meine häßliche Freude darüber niederkämpfen, daß dieser Mann mit Gewalt von ihr entfernt worden war.

Die Worte, die ich hatte sagen wollen, erstarben mir in der Kehle — abgewiesen von ihrem gelähmten und lähmenden Blick.

Ich stand noch mit der Nadel in meiner Hand da. Rachel gewahrte sie, ein Zittern lief über ihr Gesicht, sie bewegte die Lippen zwei, drei Mal, ohne daß ein Laut kommen wollte. Endlich sagte sie: „Geben Sie mir die Nadel!“

Es war ihre Stimme, und doch war es nicht

ihre Stimme, sie war erloschen wie die Haut in ihrem Gesicht, wie der Glanz in ihren Augen: „Geben Sie sie mir!“ bat sie.

Ich reichte ihr die Nadel. Sie nahm sie, starrte sie staunend an, hob sie zum Haar empor und ließ sie wieder fallen, als wenn ihr Gewicht zu schwer sei für die Kraft ihres Armes.

Ergriffen von einem glühenden Mitleid mit dieser Angst, deren Ursache ich nicht kannte und nicht verstand, nahm ich ihr die Nadel aus der Hand und barg sie in meine Brusttasche. Ihre Lippen versuchten ein Wort zu bilden, und das Wort war: Danke.

Aber unmittelbar darauf ging eine Veränderung mit ihr vor. Das heißt, sie sammelte sich, machte sich in einem einzigen Nu stahlhart, trotzte sich auf zu Wille und Denken wie ein Mensch, der voller Angst dem Tod ins Auge gesehen hat und plötzlich den Entschluß faßt, um die Übermacht zu kämpfen.

Rachel sagte, auch die Stimme gewann das rinnende Leben des Blutes wieder: „Sie wünschen mich zu sprechen?“

Ich antwortete stotternd, noch durchschauert von der Veränderung, deren Ursprung ich nicht verfolgen konnte, „Ich komme aus dem Kontor . . . Ich möchte gern Ihren . . . Vater sehen!“

Rachel trat dicht an mich heran, sie hob sich förmlich zu meinem Gesicht empor.

„James Temple“, sagte sie, „wenn Sie meinen

Rat befolgen wollen, so mischen Sie sich nicht mehr als höchst notwendig in diese Sache. Ich sage es um Ihre^t wie um meinet^t willen. Aber ich sage es nur dies eine Mal. Tun Sie im übrigen, was Sie wollen!"

Hätte Rachel diese Worte in einem angsterfüllten, in einem flehenden, oder auch nur in einem bekümmerten Ton gesagt, ich weiß, ich hätte mich ihrem Willen gebeugt wie ein Strohhalme; aber sie sagte sie drohend, überlegen, befehlend.

Meine Eifersucht erwachte von neuem, verzehrender, unbändiger denn je, und ich antwortete kurz: — „Fräulein van Grooten, ich tue in dieser Sache meine Pflicht, nicht mehr, auch aber nicht weniger.“

Sie sah mir ernsthaft in die Augen und mit einem traurigen Blick entgegnete sie: „Sie wünschen die Leiche meines Vaters zu sehen? Ich ließ ihn in sein Schlafzimmer hinüberbringen. Es widersprach meinem Gefühl, ihn da unten an der Erde liegen zu lassen, fremden, neugierigen Blicken ausgesetzt. Ich werde mit ihnen gehen . . .“

Auf dem Bett lag van Grooten, sein Gesicht war mit dem Zipfel eines Bettuches zugedeckt. Rachel trat ruhig heran und schlug das Bettuch zurück. Sie starrte unverwandt das weiße, unbewegliche Gesicht an, in dem keine Spur von der gewaltsamen Todesart zu entdecken war. Ich trat an die andere Seite

des freistehenden Bettes, um besser sehen zu können. Jetzt wandte sich Rachel ab und ging auf das Fenster zu.

Ja, es stimmte mit dem überein, was man mir gesagt hatte, eine sichere Hand hatte den Revolver gehalten. Nichts war beschädigt oder zerrissen, außer dem Gehörgang, der jetzt von hervorquellendem und wieder geronnenem Blut verstopft war.

Ich stand da, versunken in den Anblick dieses bleichen, stillen Antlitzes, dem der Friede des Todes eine Größe und einen Stolz verliehen hatte, wie ich mich nicht erinnerte, sie je bei dem lebenden van Grooten gesehen zu haben. Aber die Eifersucht war, selbst unter dem Eindruck der Hoheit des Todes, größer als mein Wille. Ich betrachtete van Grooten mit einer verstoßenen Freude darüber, daß er besiegt war, daß es ihm nie vergönnt sein sollte, Rachel zu besitzen. Wunderliche Gedanken stiegen in mir auf, ehe ich sie aber ergreifen konnte, ehe ich ihre Form zu fassen vermochte, schwanden sie wieder wie die Schatten in einem Walde, wenn der Sturm in dem Laubwerk tobt.

Aber ich fing an zu verstehen, daß Menschen unter dem Einfluß der Begierde nach Macht zum Morde getrieben werden.

Mit lauter Stimme fragte ich Rachel: „Ist eine Besichtigung der Leiche vorgenommen?“

Sie kam langsam heran und reichte mir einen

Briefumschlag, der auf dem Nachttisch lag. Es war die Erklärung des Hausarztes und der Totenschein.

Dhne mir etwas besonderes dabei zu denken, sagte ich: „Wäre es nicht das Beste, Ihren Vater sezieren zu lassen? — es scheint mir erstaunlich, daß sich die Kugel mit einer so kleinen Spur begnügt hat . . .“

Rachel stand aufrecht wie eine Bildsäule. Sie sprach, aber die Lippen bewegten sich nicht. Die Worte sickerten wie Wasser in den Sand: „Meines Vaters Leiche soll nicht angerührt werden. . .“

Ich glaubte, sie sei umgesunken, aber sie stand noch da, und so magisch war der Einfluß ihrer Persönlichkeit, daß ich das Haupt in schweigender, selbstverständlicher Einwilligung beugte.

Ich wandte mich um, es schwindelte mir.

Es war mir, als kröchen Kälte dünste aus allen Winkeln des Zimmers. Mir ward übel. Ich stürzte hinaus, als habe die Leiche eine Hand erhoben und auf mich gezeigt. Rachel folgte mir langsam.

Ich nahm Abschied, aber in der hämmernden Angst des letzten Augenblicks brachte ich die Frage heraus: „Haben Sie meinen Bruder kürzlich gesehen?“

Rachel antwortete klar und laut, während sie mir starr in die Augen sah: „Nein, ich habe Ihren Bruder kürzlich nicht gesehen!“

Ich griff an meine Stirn. Es war, als ob ein

heftiger Schlag plötzlich meinen Rücken lähmte. Dann schwankte ich hinaus.

Die Sonne schien, und der Himmel war blau.

* * *

Ich hörte die Kirchenglocken schlagen und sah nach meiner Uhr. Es war halb neun. Erst in einer Stunde sollte das Kontorpersonal vernommen werden. In dieser Stunde konnte ich nach Allans Wohnung hinausgelangen. Es erschien mir unerträglich, ihm gegenüber zu stehen und zum erstenmal in Gegenwart anderer das Rainszeichen auf seiner Stirn zu sehen. Ich wollte ihn warnen, wollte ihm behilflich sein zu entfliehen . . . oder ihm helfen zu schweigen.

Das Pflaster brannte mir unter den Füßen, als sei das schlummernde Feuer im Innern der Erdkugel geweckt und habe die Oberfläche erreicht.

Es mußte jetzt, sofort, gehandelt werden, in einer Stunde war es bereits zu spät. Ich konnte die Zeit nicht anhalten oder die unerbittliche Reihenfolge der Ereignisse verhindern. Machtlos war ich, und doch zermartete ich mein Gehirn, um etwas ausfindig zu machen, was geschehen mußte.

Die Uhr war halb neun. Um neun Uhr kam das Personal. Sie würden dann, einer nach dem andern, auch Allan, einem den Umständen nach offenen

oder maskierten Verhör unterworfen werden, in dem es einzig und allein darauf ankam, festzustellen, wo und unter welchen Verhältnissen jeder einzelne die Stunden zwischen elf Uhr abends und drei Uhr morgens verbracht hatte. Diejenigen, die nachweisen konnten, wo sie gewesen waren, würden außer Verdacht sein, sobald meine Leute festgestellt hatten, daß ihre Aussage mit den Tatsachen übereinstimmte.

Wohingegen diejenigen, die — aus Mangel an Zeugen oder infolge anderer zufälliger Umstände — ihr Alibi nicht beweisen konnten, bis auf weiteres unter beständiger und geheimer Aufsicht stehen würden.

Ich wagte nicht, einen Wagen zu nehmen. In dem stillen Stadtviertel, in dem Allan wohnte, konnte schon das allein Aufsehen erregen.

Allans Wirtsleute liebten ihn wie einen Sohn, mit gutem Willen lieferten sie ihn nicht aus, aber es waren brave, offenherzige Menschen, die klugen Detektivs gegenüber leicht mit Äußerungen herausplagen konnten, die verhängnisvoll werden konnten. Konnte ich sie nun nach einer hastigen Unterredung mit Allan, in bezug auf die Wahrheit auf Irrwege führen, so daß sie genau das antworteten, was ich wünschte, daß sie antworten sollten, so war viel gewonnen.

Daß mein Vorhaben — namentlich in meiner Stellung — unverantwortlich und verbrecherisch war, darüber war ich mir klar. Hätte ich aber eine Bedenk-

zeit von Monaten gehabt, so würde das meine Handlungsweise nicht verändert haben.

Allan sollte gerettet werden. Sollte gerettet werden — und wenn ich selbst auch dabei zugrunde ging.

Als ich nach dem kleinen, weißen Haus hinausgelangte, das so friedlich in der Sonne dalag mit seinem Vorgarten, dessen zierlicher Blumenstolz Allans Händen sein Dasein verdankte, war ich nahe daran, vor Bewegung umzusinken.

Die Fenster standen offen. Das Zimmer war leer. Allan war nicht da.

Ganz mutlos setzte ich mich auf die Bank, es war mir, als entleere sich mein Kopf langsam von Blut und Leben.

Hinter meinem Nacken rankten sich an der Mauer hinauf Clematis und Glycerien, aus deren Blütentrauben verblaßte Blätter gleich müden Schmetterlingen herabschwebten. Ein einziger Baum stand in der Mitte des Gartens, eine rote Kastanie, die Allan mit großer Mühe und mit großen Kosten aus dem Walde hatte hierher bringen lassen. Es war sein Stolz, daß dieser Baum die Verpflanzung aus dem Walde in die Stadt hatte vertragen können.

Die schmalen Beete, aus denen der Garten im übrigen bestand, waren teilweise mit Pflanzen besät, deren Blütenfüße die Bienen anlockte. Und aus und ein strömten die summenden Bienen, geschäftig und trunken in den Bienenkorb, den Allan mit fast kindlicher

Sorgfalt pflegte. Das ganze Bild atmete einen seligen Frieden und ein seliges Wohlsein, ein schreiender Gegensatz zu den Vorgängen der verfloffenen Nacht.

Ich schlug auf den Türklopfer, und die ältliche Handwerkerfrau erschien in ihrer Morgenkleidung, Unterrock und Nachtjacke. Ihre ersten Worte sollten mich nicht beruhigen.

„Herr du meines Lebens! Denn hab' ich also doch Recht! Der Bruder des Herrn ist krank geworden . . . ja, ich hab' es ja gleich gesehen, und ich sagt' zu meinem Mann: Wir können es nich verantworten, ihn mit das Gesicht weggeh'n zu lassen! Wenn er nu auf der Straße umfällt . . .“

Ich unterbrach sie schnell: „Unsinn! Meinem Bruder fehlt nichts. Was reden Sie denn da?“

Es währte eine ganze Weile, bis es mir gelang, sie zu überzeugen, daß ich nicht gekommen sei, um Allan's Erkrankung zu melden. Als ihr das endlich klar war, fing sie an zu weinen und betonte wieder und wieder, wie elend er ausgesehen habe, und daß auch ein jeder sehen könne, daß er die ganze Nacht nicht aus den Kleidern gewesen sei.

Jetzt war die Gelegenheit da. Die durfte mir nicht aus den Händen entgleiten. Ich sagte mit all der Bestimmtheit, die ich in meine zitternde Stimme hineinzulegen vermochte:

„Wissen Sie wohl, daß das, was Sie da sagen Unsinn ist! Allan ist über Nacht bis drei Uhr bei mir

gewesen. Freilich haben wir zu lange aufgesessen und geplaudert, und müde war er, aber ich habe ihn selbst bis an die Tür begleitet, daher weiß ich, daß er zu Bett gewesen ist.“

Die Frau sah mich mit runden, entsetzten Augen an:

„Ja, aber das Bett ist doch nicht angerührt! Und ich hab' doch mit meine eigene Augen gesehen, daß Herr Temple ein viertel nach sechs nach Hause gekommen ist, und seine Stiefel sahen so aus, als wenn er die ganze Nacht in Gräben herumgewühlt hätt'. Und auch nicht ein Wort hat er zu mir gesagt, er, der sonst immer so freundlich is, und die Blumen und die Bienen hat er nich mal angesehen, so wahr ich lebe. Er hat bloß andres Zeug angezogen und zwei Tassen Kaffee getrunken, und denn hat er da draußen auf die Bank gesessen, wie einer, der am liebsten abfahren möcht' und bei Jesu Christi sein. Und denn ging er wieder! . . .“

Das Bett unberührt . . . Meine Gedanken wirbelten in einem Strudel von Angst: „Nein, wissen Sie was, meine liebe Frau, jetzt sehen Sie Gespenster am hellen, lichten Tage! Wissen Sie denn wirklich nicht, wie ein Mann es macht, wenn er gründlich müde ist: Er wirft sich in seinen Kleidern auf einen Stuhl und schläft im selben Augenblick ein, ohne daran zu denken, daß das Bett zwei Ellen vom Stuhl entfernt auf ihn wartet. Aber auf einem Stuhl kann man keinen erquicklichen Schlaf finden, darum erwacht man früh

und fühlt sich elend . . . und dann macht man einen raschen kleinen Spaziergang. Das habe ich zu Dutzenden von Malen getan . . .“

„Ja, aber Herr Temple ist alle diese Jahre Nacht für Nacht zu Bett gewesen . . .“

„Und über Nacht hat er also auf einem Stuhl geschlafen . . . Aber wenn Sie in bezug auf ein Geheimnis reinen Mund halten können, so will ich Ihnen den Grund anvertrauen, weshalb mein Bruder heute Morgen so erbärmlich ausgesehen hat.“

Und nun dichtete ich in rasender Geschwindigkeit eine rührende Geschichte zusammen von einer Jugendliebe und gebrochener Treue, und von einem Brief und einem Korb, den Allan gestern bekommen habe.

Die einfache Frau fing an, vor Rührung zu weinen. Ich hatte gewonnenes Spiel. Darauf ging ich dazu über, ihr zu erklären, wie so oft ein Unglück nicht allein komme, und daß Allan, wenn er heute morgen auf das Kontor kam, die traurige Botschaft erhalten würde, daß sein Prinzipal ermordet sei.

Die Frau wollte laut aufschreien, wie es Leute ihrer Art zu tun pflegen, wenn sie von sensationellen Ereignissen hören, aber ich verhinderte dies, indem ich ihre Neugier durch eine detaillierte Schilderung des Geschehenen wach rief, so daß sie schließlich starr vor Spannung war wie bei der Lektüre eines Kolportageromans.

Auf ihre Frage: „Aber wer kann denn nur ein-

mal der Mörder sein?" antwortete ich, daß es ganz sicher entweder ein betrunkenener Matrose oder ein Landstreicher sei, der, als er bei dem Versuch zu stehlen, überrascht wurde, sich durch einen Mord gedeckt habe. In einem Atem damit betonte ich, welch ein Unglück dieser Mord für Allan sei, da er, wenn das Verhältniß in andern Hände übergehe, sicher seine Stellung verlieren würde.

Die Frau sah nun mit meinen Augen, sah nur, was ich wollte, daß sie sehen sollte. Vorsichtig, während ich von andern Dingen sprach, die mit der Sache nichts zu tun hatten, impfte ich ihr das Verstandniß dafür ein, daß sie Allans Herzensangelegenheit zu niemand verraten, daß sie weder von seinem verstorbenen Aussehen noch von dem Morgenspaziergang oder dem unberührten Bett reden dürfe.

Um sie noch sicherer in ihrem Glauben zu machen, erzählte ich ihr, daß mein Vater, der alte Pfarrer seiner Zeit die Angewohnheit gehabt habe, das Bett zu vergessen und in seinem Lehnstuhl einzuschlafen, daß Allan das von ihm geerbt haben müsse.

Und die Frau glaubte mir blind . . .

* * *

Diesmal nahm ich einen Wagen, um schnell nach dem Kontor zu gelangen.

Da ich Allan nicht getroffen hatte, war es not-

wendig, daß ich zugegen war, wenn er verhört wurde. Meinen Plan hatte ich fertig. Ich befürchtete nur, daß die Gemütseregungen der letzten Stunden meine Willenskraft geschwächt haben könnten — und auf den Willen allein kam es jetzt an.

Es hatten sich große Volksversammlungen gebildet, nicht nur in der unmittelbaren Nähe der Mordstelle, sondern auch in den anstoßenden Straßen und Höfen. Mir machte man Platz mit dem unwillkürlichen Respekt, mit dem der gewöhnliche Mann die Obrigkeitspersonen betrachtet. Hier und da murmelte jemand, ohne die Antwort abzuwarten: „Hat man eine Spur gefunden? Ist der Schurke gefaßt?“

Schnell eilte ich an dem häßlichen Haufen vorüber, der vor gieriger Freude gejauchzt und sich auf den Schuldigen gestürzt haben würde, wenn man ihn seiner Gnade ausgeliefert hätte.

Auf van Grootens großem Hofplatz herrschte eine eigentümliche Stille. Menschen schlichen über die Fliesen hin und her, aber niemand sprach. Der Lärm von draußen drang nur wie das Sieden eines fernen, kochenden Kessels bis hierher.

Zwei von meinen Leuten waren am Eingang zu den Kontoren postiert. Jetzt kamen, bleich und angegriffen von der Feierlichkeit des Augenblickes, ein paar junge Kontoristen über den Hof; sie gingen zusammen durch den Torweg hinaus. Sie hatten ihr

Alibi beweisen können. Also kam ich zu spät, das Verhör war im vollen Gange.

„Nichts Neues?“ warf ich fragend hin, — es war mir, als wenn mir eiserne Finger die Kehle zuschnürten, während ich das Privatkontor betrat, das mein Assistent klugerweise als Verhörslokal gewählt hatte.

„Nichts Neues!“ erwiderte lakonisch der graue Mann, dessen Blick im Laufe der Jahre jenen zugleich benebelten und durchdringenden, überlegenen und scharf forschenden Ausdruck angenommen hatte, der dem geschickten Entdecker eigen ist.

Ich setzte mich in van Grootens großen Stuhl, ohne zu fragen, wer bereits vernommen sei.

Das Personal wurde immer zu zweien hereingerufen. Während der eine verhört wurde, konnte sich der andere in Ruhe und Frieden umsehen und sich ausmalen, wie der Mord begangen war — ein aufmerksames Auge aber beobachtete ihn durch die kleine Fensterscheibe in der Thür, die zu dem Kontor des Privatsekretärs führte.

Jetzt . . .

Der Gedanke stemmte sich gegen den Willen wie der Pfeil gegen den Bogen. Das Ziel war das Herz meines Bruders, die Zwillingsschlinge, das Verständniß ohne Worte. Allan sollte jetzt das antworten, genau das, was ich zu seiner Errettung bereit hielt.

Hookes trat zuerst ein, hinter ihm mein Bruder.

Hookes tiefe Sammetaugen sahen ruhig in das Zimmer hinein. Er begrüßte mich freundlich wie immer, es war mir sogar, als werfe er ein: Vielen Dank für den gestrigen Abend hin! über dessen Bedeutung ich nicht nachgrübelte, in Anspruch genommen, wie ich war, Allan die Erklärung aufzuzwingen, die allein ihn von dem Verdacht befreien konnte.

Allan ließ die Schultern hängen, wie unter einem unsichtbaren Joch, sein Blick war wie immer auf ein fernes Ziel gerichtet. Er war nicht auffallend blaß, und niemand, der ihn nicht genau kannte, hätte eine Veränderung in diesem Antlitz spüren können.

Aber ich kannte das. Ich kannte meinen Bruder. Ich sah, daß er gestempelt war, gezeichnet mit Schande.

Ich sah die Selbstverachtung sich wie einen Wurm in dem einen bebenden Mundwinkel winden, sah seine schönen Hände sich öffnen und sich schließen in unabwendbarer Qual.

Als er gefragt wurde, wo er sich während der Stunden zwischen elf und drei in der letzten Nacht aufgehalten habe, antwortete er, den Blick in den meinen gebohrt: — „Bei meinem Bruder!“

Es war mir, als wenn der Stuhl, in dem ich saß, sich von der Erde emporhob. Ich besann mich so weit, daß ich auf die stamme Frage des Assistenten, ob diese Aussage auch der Wahrheit entspreche, nickte, und ich wollte mich gerade zu einer längeren Erklärung emporschwingen, um Allan davon zu befreien, mehr

zu sagen, als Hookes unaufgefordert, sanft das Wort ergriff:

„Darf ich als dritter dies bezeugen. Zusammen mit Allan Temple verbrachte ich den letzten Abend und mehr als die halbe Nacht bei seinem Bruder, meinem Freund. Der Nebel hatte sich gelichtet, und es war bereits hell, als wir gingen, so daß wir der Versuchung nicht widerstanden, einen Morgenspaziergang nach dem Walde zu machen“ . . .

Er zögerte einen Augenblick, dann fuhr er fort, indem er, nachdem er sich mit flüchtigem Unbehagen umgesehen hatte, abermals den Blick auf mich richtete, einen Blick, der blendend auf meine Netzhaut wirkte wie zu grelles Licht:

„Hätten wir aber geahnt, was die Nacht in ihrem Schoße barg, wir würden sicher nicht solange dageessen und so sorglos über unsere eigenen kleinen Angelegenheiten geplaudert haben.“

Ich hatte mich erhoben. Während des Bruchtheils einer Sekunde durchzuckte mich das blutige Verlangen, zu schreien, zu brüllen: „Das ist eine Lüge!“ Aber Hookes sanfte Augen sogen meinen Willen ein.

Ein wenig verlegen inolge dieses Zwischenspiels murmelte der Assistent: „Ja, die Herren, für die der Herr Richter selbst eintritt, brauchen wir ja nicht weiter zu bemühen!“

Hookes gab mir ein zu antworten: „Lieber Freund, das Gericht muß seinen Gang gehen!“ Wo-

rauf der Assistent befahl, daß „die Nächsten“ vortreten sollten.

Hookes unerhörte Frechheit hatte mich überrumpelt. Ich stand da und sperrte Mund und Augen auf. Er trat jetzt zu mir heran, schob freundlich beschützend seinen Arm in den meinen und begann mit seiner lässigen, wohlklingenden Stimme van Grootens Tod zu beklagen, während er hin und wieder eine Bemerkung an den Assistenten richtete, der, geschmeichelt durch die Anmut und Liebenswürdigkeit des Mannes, alle seine Fragen beantwortete.

Allan stand noch immer auf demselben Fleck. Er hatte den Kopf gewendet und starrte unverwandt auf den Fleck hin, wo van Grooten ermordet worden war. Es war mir, als ob ich durch Allans verzweifeltes, anhaltendes Starren an seiner Missethat theilhaftig wurde, als sähe ich die Szene sich vor meinen Augen wiederholen.

Ich fürchtete für uns beide. In seinem Gesicht oder in dem meinen — mußte ein jeder die starre, sprachlose Angst des Verbrechers lesen können.

Hookes kam uns zu Hülfe, indem er an den Geldschrank trat, der noch offen stand, auf die leeren Schalen zeigte und mit einem leicht spöttischen, mitleidenden Lächeln sagte: „Der arme Mann! Das war eine von seinen Passionen!“

Mit einer fast übermenschlichen Anstrengung begann ich jetzt über den möglichen Inhalt des Geldschrankes

mit ihm zu sprechen, und es zeigte sich, daß Hookes besser über van Grootens Verhältnisse orientiert war, als der alte schreckverwirrte Prokurist. So wußte er auf das genaueste, welche Bücher, Papiere und Obligationen van Grooten im Geldschrank aufbewahrte. Er fügte hinzu: „Außerdem verbarg der Chef Schnurpfeisereien und Spielzeug dadrinne“ . . .

Um die Unterhaltung nicht ins Stocken geraten zu lassen — es war mir in diesem Augenblick, als hänge Tod und Leben davon ab — fragte ich, was er damit meine. Hookes antwortete mit einem kurzen Lachen, das auf meine Rückenerven wirkte wie gewisse schnarrende Laute: „Zum Beispiel einen von Fräulein Rachels Schuhen und ähnliche intime Gegenstände von Affektionswert!“

Ohne Allan anzusehen, fühlte ich, daß er sich bei diesen Worten vor Schmerz wand, als werde ihm Salz in die Augen gestreut.

Interessiert fragte der Assistent von seinem Platz aus, wo er jetzt zwei verheiratete Männer verhörte, die ihren ganzen Hausstand als Zeugen mitgenommen hatten: „Ist der Schuh da?“

Hookes beugte sich zu dem untersten Fach des Schrankes hinab und steckte die Hand hinein: „Nein, der ist weg. Er pflegte hier zu stehen . . .“

„Wozu in aller Welt bewahrte van Grooten Schuhzeug in seinem Geldschrank auf?“

Der Assistent stellte die Frage und Hookes ant-

wortete mit feinem und nachsichtigem Lächeln: „Fräulein Rachel war ja nicht seine Tochter. Man darf wohl annehmen, daß ihm die Schuhe eine überaus liebe Erinnerung an die erste Zeit waren, die sie in seinem Hause verlebte . . .“

„Ja, dann war es auf alle Fälle ein wunderlicher Einfall von dem Mörder, einen einzelnen Damenschuh zu stehlen.“

Hookes fixierte den Assistenten mit seinem lächelnden, allwissenden Blick: „Darin haben Sie recht, aber Mörder sind ja auch Menschen und haben wohl ihre Eigenheiten wie alle anderen. Und wer weiß? — am Ende sammelte unser Mörder Damenschuhe — oder auch er fand einen besondern Gefallen an diesem . . . Fräulein van Grootens Fuß ist, soweit ich mich in der Eile entsinne, sehr weit davon entfernt, häßlich zu sein . . .“

Allan hatte sich der Thür genähert. Eine Ahnung sagte mir, daß er nahe daran war, sich durch einen Ausruf zu verraten.

„Kommst du mit, Allan?“ schrie ich ihm förmlich zu: „das Kontor ist ja heute geschlossen, und ich habe Verlangen zu frühstücken, ich bin lange auf gewesen.“

Allan nickte, sah aber aus, als habe er nicht gehört, was ich gesagt hatte. Ich traf schleunigst einige Verabredungen mit dem Assistenten und wollte eben gehen, als Hookes einschmeichelnd sagte: „Ach, nehmen Sie mich mit, hoher Richter! Ich habe heute auch

kaum etwas zu mir genommen. Und es ist immer angenehm, in guter Gesellschaft zu essen.“

Wir gingen. Ich hatte ein Gefühl, als ob sich unsere Schatten blutig auf den weißen Straßen abzeichneten, aber ich wandte mich nicht um. In Ledeschweigen schritten wir dahin. Von dem Augenblick an, wo wir das Kentor verlassen hatten, schien es mir, als sei Hookes derselben seelischen Ermattung unterworfen wie wir beide.

Vor meiner Wohnung blieben wir stehen. Hookes sah mich an. Der Ausdruck in seinen schönen Augen war jammervoll wie bei einem Kinde, das mißhandelt wird. Er streckte seine Hand aus, und ich nahm sie. Als er sich aber Allan zuwandte, sank die Hand herab, und ich sah Allan einen Schritt zurückweichen.

Hookes entfernte sich schnell. Er mußte vergessen haben, daß er den Vorschlag gemacht hatte, das Frühstück in unserer Gesellschaft einzunehmen. Allan und ich blieben stehen und sahen ihm nach, bis seine schlanke Gestalt in einer Seitenstraße verschwand.

In meinem Zimmer angelangt, hatte ich nichts Eiligeres zu tun, als alle Rouleaux herabzulassen. Allan hatte sich gesetzt und brach zusammen wie jemand, der von endlosem Wandern müde ist.

„Allan.“ Ich rief nochmals: „Allan.“ Er antwortete nicht. Ich faßte ihn um die Schultern und beugte mich zu ihm hinab: „Allan, ich weiß es ja, und ich will dir helfen. Ich frage ja nicht. Du brauchst

nicht zu reden. Ich will es alles ordnen, hörst du, Allan! und sollte es meine Stellung und meine Ehre kosten . . . was es auch kosten kann, ich schwöre dir, du sollst gerettet werden . . .“

Jetzt sah Allan zu mir auf: „Was sagst du da?“

Ich wiederholte meine Worte immer eindringlicher.

Es war, als wenn Allans Antlitz dahinwelfte, in einem einzigen Nu dahinwelfte — und nie habe ich es seither anders gesehen. Er sagte langsam, leise: „James, was sagst du da?“

Und ich fuhr fort, meine Worte zu wiederholen. Endlich fragte er, und es zog eine gebrochene Freude über seine Augen: „Willst du sagen . . . willst du sagen . . . daß ich van Grooten ermordet habe?“

Es war mir, als stürze alles zusammen. Ich konnte nicht nein sagen, und ich wagte nicht, ja zu sagen.

„Wo warst du über Nacht?“

Ein heftiges Zittern durchrüttelte ihn. Ich nahm seine Hände, sie waren eiskalt.

Ich nahm mich zusammen und sagte: „Allan, ich will dir glauben . . .“

Er rührte sich nicht.

Dann sagte ich: „Allan, du hast gestern abend mit Rachel geredet, nachdem ich von ihr ging. Nicht wahr, du hast mit ihr geredet?“

Allan sah mich zum zweitenmal an. Ich konnte

das Mitleid mit meinem entsetzlichen Schmerz in seinem Gesicht lesen. Aber er log:

„Ich war gestern abend nicht bei Rachel . . .“

Hierauf sprachen wir nicht mehr. Allan blieb eine Stunde bei mir, dann ging er.

Ich warf mich auf mein Sopha und versuchte nachzudenken. Aber das Gehirn lag mir im Kopf wie ein glühender Bolzen.

Späterhin am Tage schrieb ich einen Brief an Allan, in dem ich, mit Rücksicht auf alle Möglichkeiten, nicht mit einem Worte das Geschehene erwähnte. Ich schloß den Brief mit dem Sage, von dem ich wußte, daß Allan ihn nicht mißverstehen konnte: „Wir wollen zusammenhalten, wie wir es immer getan haben.“

Als der Brief abgesandt war, klang mir der Satz noch lange vor meinem innern Ohr. Wir hatten immer zusammengehalten, freilich, aber bisher war es doch Allan gewesen, der gegeben, ich, der empfangen hatte. Jetzt war die Reihe an mir, es ihm königlich zu vergelten.

Spät am Abend erhielt ich ein Stadttelegramm von Allan: „Du hast recht, wir wollen zusammenhalten, wie wir es immer getan haben.“

Ich gestehe ganz ehrlich, daß mich Allans Antwort fränkte. Ich hatte Dankbarkeit erwartet. Die Antwort enthielt — wenigstens erschien es mir so in meiner krankhaft erregten Stimmung — nur

eine kühle Hindeutung auf das Opfer, das mir Allan seinerzeit gebracht hatte, als uns Vater nach unsern Zukunftsplänen fragte.

* *

Allan kam nicht zu mir. Dann ging ich zu ihm am Abend des dritten Tages nach jenem Tage, mit dem für mich eine neue Zeitrechnung beginnt.

Allan war nicht zu Hause, aber das lange Geschwätz der Wirtin abwehrend, ging ich hinein, um zu warten. Kaum hatte ich die Schwelle überschritten, als mich ein Unwohlsein befiel. Das mehr als halbdunkle Zimmer schien mir mit Schatten bevölkert, die alle Todeskälte ausstrahlten. Ich wagte nicht, mich zu rühren, sondern blieb an der Thür stehen, krampfhaft über meine eigene jammervolle Furcht lachend.

Die Wirtin brachte eine brennende Lampe. Das half ein wenig. Aber nach einer Weile begann das Schaudern von neuem. Ahnungen flüsterten mir zu, daß, wenn ich — als Gnadenstoß — nach der endgültigen Gewißheit verlange, so könne sie mir jetzt werden, so sei sie hier in diesem Zimmer zu finden.

Langsam näherte ich mich der Wand, gleichsam angezogen von magnetischen Strömen. Meine Hand streckte sich aus, öffnete einen Schrank, sank herab, wie von einem Bleilot beschwert, nahm von dem Boden des Schrankes den Beweis auf: Rachels Schuh.

Er war aus leichtem, biegsamem Leder. In dem weißen Futter, das die Spuren des Gebrauchs trug, stand mit van Grootens Schrift: Amsterdam, 12. Sept. 1892.

Ja, dies war Gewißheit. Und jetzt ging sie mich nichts an. Andere Gefühle quollen in mir auf, und sie waren von der Art, daß, wenn van Grooten vor mir gestanden hätte, es zu einem Kampf auf Tod und Leben gekommen wäre.

Es klopfte an die Thür. Ehe ich mich besinnen und den Schuh wieder hinstellen konnte, stand Hookes neben mir:

„Lieber Freund,“ sagte er, „dies ist denn doch zu unflug. Den Fall gesetzt, ein anderer als gerade ich wäre gekommen und hätte gesehen, womit Sie dasitzen!“

Und er nahm mir den Schuh aus der Hand, sah sich um und setzte ihn auf den Boden des offenen Schrankes:

„Wenn Sie mit ihrem Bruder reden, sollten Sie ihn bewegen, den Schuh zu beseitigen. Man kann nicht vorsichtig genug sein. Eines schönen Tages kann der Verdacht, trotz allem, sich auf ihn lenken. Man wird Sie zwingen, eine Haussuchung vornehmen zu lassen. Der Schuh kann ihn richten.“

Hookes legte den Arm um meine Schulter und sagte mit einem bedeutungsvollen Tonfall: „Und dann hilft es nichts, wenn Sie und ich auch zwanzigmal be-

schwören, daß wir bis an den hellen Morgen mit ihm zusammengesessen haben . . .“

Erst jetzt war mir die Größe von Hookes Handlungsweise klar. Ich hatte bisher in meiner Qual und Verwirrung auch dies Rätsel liegen lassen, ohne einen Versuch zu seiner Lösung zu machen. Jetzt begriff ich, daß Hookes meinen Bruder gerettet hatte, indem er seine falsche Aussage zu der meinen hinzufügte.

Allan war nicht sein Freund . . . und trotzdem hatte er so gehandelt!

Endlich fand ich Worte, ihm zu danken und ihm dies zu sagen. Er schüttelte den Kopf und erwiderte, während ein eigentümliches, spöttisches und zugleich mitleidiges Lächeln seinen feinen, klugen Mund umspielte: „Hören Sie einmal, Temple, halten Sie inne mit Ihren Danksaugungen, die sind nicht am rechten Platz! Ein jeder schützt die eigene Haut nach Kräften, kann man — wohl zu beachten, ohne daß es Mühe kostet — auch für seine Freunde sorgen, um so besser . . . aber große Opfer bringt man nach der Richtung hin nicht. Diese kleine Gefälligkeit kostete mich nichts als ein kleinwenig Gehirngymnastik . . . voila tout!

Ich entgegnete: „Allan ist nicht Ihr Freund!“

Wieder sah Hookes mich an, als ergöbte er sich im Innersten seines Herzens königlich über irgendeine Gedankenverbindung mit meinen Worten: „Ach nein,

man kann Ihren Bruder kaum beschuldigen, mein Freund zu sein. Aber sie können sich einbilden, daß ich gar nicht an seinen Vorteil denke, sondern ausschließlich um Ihetwillen meine kleine Umschreibung der Tatsachen preisgegeben habe. Im übrigen war die Lüge nicht von so riesenhafter Dimension, wie Sie vielleicht annehmen . . . Ihr Bruder und ich waren den größten Teil jener berühmten Mondscheinnacht zusammen . . .“

Als Hookes bemerkte, daß sein leichter Ton mich nur noch niedergeschlagener machte, änderte er ihn und sagte: „Aber Scherz beiseite! Lassen Sie uns vernünftig über die Sache reden. Ich kam hierher, um Ihrem Bruder einen Wink zu geben, aber vielleicht können Sie ihn besser überreden. Sehen Sie, wir müssen dafür sorgen, daß er wegkommt, sonst wird er sich früher oder später verraten . . . Der Mensch ist ja chemisch entblößt von aller Elastizität. Er rennt in die erste beste Falle hinein. Wäre er nicht im voraus als der sonderbare, verschlossene Mensch bekannt, der er nun einmal ist, so wäre es sicher längst mit ihm aus. Er verrichtet doch seine Arbeit! werden sie sagen. Ja, das tut er — aber wie? Er arbeitet mit derselben desperaten Sicherheit, mit der ein Nachtwandler auf einem Dachfirst balanciert — ein Geräusch, und er stürzt kopfüber zu Boden, ein Zufall, und es ist aus mit ihm. Ich nehme mich seiner in diesen Tagen sehr an und suche

die Aufmerksamkeit von seinem starren Blick und seinem ganzen stumpfen Wesen abzulenken, aber wie lange wird mir das möglich sein? Wenn die Beerdigung morgen vorüber ist und die Gemüther sich wieder beruhigen, wird man Zeit haben, die Augen zu gebrauchen . . . Nein, er muß fort. Fehlt es ihm an Geld, so stehe ich zu Diensten . . . nicht nur ich, sondern auch unsere gemeinsame, sehr wohlhabende Freundin . . .“

Hier unterbrach ich ihn mit einem verzweifelten: „Mein Bruder ist kein Raubmörder, kann kein Raubmörder sein.“

Hookes zuckte die Achseln: „Wozu so starke Ausdrücke gebrauchen . . . Raubmörder! . . . Wahrscheinlich, es würde mir fern liegen, in vertraulicher Unterhaltung dies . . . Ereignis als ‚Raubmord‘ zu bezeichnen. Selbstredend sind die elenden Goldstücke nur entfernt, um den Verdacht auf eine falsche Spur zu lenken . . . Der Grund liegt hier so klar auf der Hand, ist so menschlich, etwas so allgemeines . . . Eifersucht schlecht und recht. Die Eifersucht des Männchens dem stärkeren Nebenbuhler gegenüber . . .“

Ich sagte eindringlich: „Hookes, Sie haben sich als mein Freund erwiesen und ich schulde Ihnen mein ganzes Leben lang Dank, doch bitte ich Sie, mir noch einen Dienst zu erweisen: Seien Sie barmherzig und sagen Sie mir alles, was Sie von dieser Sache wissen. Allan ist, als sei er stumm und ich

verstehe nichts . . . Nicht wahr, Hookes, wenn ein Stern vom Himmel herabrollte und zu meinen Füßen liegen bliebe, müßte ich wohl meinen eigenen Augen trauen — aber der Verstand würde sich dagegen auflehnen und sagen: — Blendwerk! Traum! Fieberphantasien! . . . Hier erkennt der Verstand Allan als schuldig, aber mein Herz und jedes einzelne von meinen Gefühlen erhebt Einspruch . . .“

„Sie trauen Ihrem Bruder nicht zu, einen Feind kampfunfähig zu machen?“

Es war mir eine Pein zu antworten, aber diesem Manne gegenüber mußte ich ganz wahr sein: „Ja, ich traue es meinem Bruder zu, in einem gegebenen Falle, einen Mann niederschlagen zu können. Menschen von Allans Natur können zu so etwas getrieben werden. Aber nicht durch Meuchelmord . . . Allan ist weder feige noch gemein . . . Ich will damit sagen, daß, wenn Allan einen Mann getötet hätte, er seine Tat auch bekennen würde, wenn er vielleicht auch keine Gründe angeben würde . . .“

Hookes stemmte die Fingerspitzen gegeneinander und sagte ein wenig gereizt: „Verstehe ich Sie recht, so wünschen Sie also, daß Ihr Bruder sich selbst dem Gericht stellen soll?“

Ich entsinne mich, daß ich hierauf die Worte erwiderte: „Nein, und tausendmal nein! In dem Tage, wo ich nur ahnte, daß er mit dem Gedanken umginge, sich anzugeben, würde ich ihm zuvorkommen

und mich für schuldig erklären . . . Und das sage ich Ihnen, Hookes, ich würde es auf eine solche Weise tun, daß meine Worte schon Glauben fänden . . .“

Ich hatte, ich weiß nicht was, nach diesem Erguß erwartet, nur auf das, was nun folgte, war ich nicht gefaßt, auf dies leise, anhaltende Lachen.

„Finden Sie mich in diesem Augenblick wirklich so witzig?“ fragte ich verbittert.

Hookes sah mich mit einem bezaubernden Lächeln an: „Verzeihen Sie mir lieber Freund, aber Sie waren unwiderstehlich komisch. Ihre Bruderliebe ist fast ebenso grandios wie Ihre Naivität. Sie glauben mit dem Verstande und auf alle möglichen Tatsachen gestützt, daß Ihr Bruder diesen kleinen Verstoß gegen das Alltägliche begangen hat. Und Ihr Herz spricht ihn frei — weil er seine Missetat nicht selbst auf Märkten und Straßen ausruft! Aber wenn er die Absicht haben sollte, das zu tun — so würden Sie die Schuld auf sich nehmen . . .“

„Allan würde im entgegengesetzten Falle in gleicher Weise für mich eingetreten sein!“

Ein gewisses Etwas in Hookes feinem Lächeln veranlaßte mich, hinzuzufügen: „Ich verlange, daß Sie an Allans Brudergefühl glauben sollen!“

Hookes beugte den Kopf dicht zu mir heran: „Werden Sie nun, bitte, nicht böse, Temple! Die Sache ist die, daß ich auch nicht einen Augenblick an

der Opferwilligkeit Ihres Bruders gezweifelt habe, wo es sich um Sie handelte. Darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort . . . Sind Sie nun zufrieden?"

Ich erklärte ihm nun, daß ich aus Allans eigenem Munde das Geständnis hören müsse . . . müsse. Meine Natur fordere dies Plus an Tatsachen und sonnenklaren Beweisen.

„Und wenn Sie nun diese Erklärung . . . erzwungen hätten, was dann?"

Ich erhob mich und sagte: „Dann schwöre ich Ihnen, daß ich die Untersuchung zu Ende führen würde, ohne daß auch nur der Schatten eines Verdachtes auf meinen Bruder fiel. Der Gedanke, daß es sich um sein Leben handelte, würde meine Nerven zu Stahl erhärten, aber ich müßte die Gewißheit aus seinem eigenen Munde hören! . . .“

„Ich finde Ihre Auffassung von der Sache töricht. Sehen Sie denn nicht ein, daß die Demütigung, die Sie Ihrem Bruder durch ein also erzwungenes Geständnis zufügen würden, ihn zu einem Brack machen müßte, daß aber auch fortan ihr Verhältnis zueinander unmöglich, unhaltbar werden würde . . . Während Sie ihn andererseits in mehr als einer Hinsicht retten können, indem Sie für ihn wirken und ihn sein Geheimnis in Frieden bewahren lassen. Ich zweifle nicht daran, daß Ihr Bruder, wenn er hier im Zimmer stünde und Sie ihn zum Beispiel in meiner Gegenwart fragten, so antworten würde, wie

Sie es wünschen. Aber Ihr Vorgehen würde sehr an die Fabel von dem guten Mann erinnern, der den Dieb laufen ließ, ihm aber ein Schild auf den Rücken hängte, worauf geschrieben stand: „Dieser Mann hat mich bestohlen, aber ich habe ihm verziehen, damit niemand seine Schande erfahren soll . . .“

Trotz meiner gedrückten Stimmung mußte ich fast lachen über diese grobkörnige Anekdote, aber ich gab jetzt nach und versprach, nicht in Allan einzudringen.

„Gut,“ entgegnete Hookes, „jetzt kenne ich Sie wieder. Übrigens handelt es sich ja nur darum, die Ohren während der ersten paar Monate steif zu halten. Dann erlischt die Sache wie ein Feuer aus Mangel an Holz. Aber was fangen wir nun mit Ihrem Bruder an?“

„Mein Bruder . . .“ erwiderte ich: „Mein Bruder bleibt, wenn er will und reist, falls er es selbst wünschen sollte. Ich werde ihn zu nichts zwingen.“

„Glauben Sie, daß das klug ist.“

„Klug oder nicht, es ist notwendig. Ich kann ihm nicht raten, ohne jene Aussprache hervorzurufen, mit der Sie ihn verschont wissen wollen . . .“

Die Thür hinter uns tat sich auf. Es war Allan.

Sein offenkundiges Entsetzen bei unserem Anblick machte mich vor Schmerz stöhnen. Schwankend, wie ein Betrunkener näherte er sich, aber nicht uns suchte er. Wir sahen einander an, während er den Schrank

aufriß, auf dem Boden herumwühlte, gleichsam erleichtert die Tür ins Schloß warf und sich mit ausgebreiteten Armen wie in Verteidigerstellung dagegen lehnte. Dann nahm er sich zusammen und sagte: „Du hast auf mich gewartet, James?“

Hookes, dem die Aureda nicht galt, erhob sich, trat an ihn heran und flüsterte ihm ein paar Worte zu; und zu meinem grenzenlosen Erstaunen sagte Allan nun zu mir: „Ich komme morgen zu dir, heute abend ist meine Zeit in Anspruch genommen.“

Natürlich schickte ich mich nach diesen Worten an zu gehen, da kam Allan durch das Zimmer, umarmte mich und sah mich mit einem eigenartigen, tief schmerzlichen Lächeln an, während er flüsterte:

„Ja . . . ja . . . wir beide wollen immer zusammenhalten, immer . . .“

* * *

Ich faßte meinen Entschluß.“

Mit zähem und kaltblütigem Eifer legte ich nun den Plan zu der Untersuchung, die im Sande verlaufen sollte.

Ich stellte meinen Willen und mein Gehirn darauf ein, und ich kann wohl sagen, es kostete mich keine sonderliche Anstrengung. Wenn ich von einer beständigen Müdigkeit und Schwere im Hinterkopf

absehe — wie nach einem Rausch — so empfand ich nicht die geringste seelische oder körperliche Beschwerde.

Die Mordangelegenheit beschäftigte die ganze Stadt. Van Grootens Häuslichkeit hatte dem Klatsch stets Nahrung verliehen, und jetzt feierten die Gerüchte einen wahren Herensabbat. Sie heulten mir um die Ohren.

Auf meinem Arbeitstisch häufte sich eine Anschuldigung über die andere auf, darunter die unmöglichsten, von rachsüchtigen, anonymen Menschen eingesandt. Dazu kamen noch die Aussagen hysterischer Frauenzimmer, die sich erboten, einen Eid darauf abzulegen, daß sie verdächtige und lichtscheue Personen zu allen Tages- und Nachtzeiten van Grootens Haus hatten umschleichen sehen.

Diese Fingerzeige durften ruhig liegen bleiben, bis die nächste Umgebung des Hauses freigesprochen war. Das Personal hatte ausnahmslos sein Alibi beweisen können. Ebenso die Dienerschaft, die einem sehr scharfen Verhör unterworfen wurde. Dann kam die Reihe an die Umgebung, und jede Möglichkeit wurde bis zur äußersten Grenze verfolgt.

Währenddes verbrachte ich halbe Tage mit dem alten Prokuristen, Hookes und zwei zugezogenen angesehenen Kaufherren in van Grootens Kontor, um den status des Hauses zum Zeitpunkt des Mordes festzustellen. Es zeigte sich hier, wie so oft bei einem plötzlichen Todesfall, daß van Grootens Vermögen weit größer war, als irgend jemand geahnt hatte.

Mit Hilfe unserer geheimen und schnellen Agenten hatten wir im Laufe sehr kurzer Zeit sein ganzes früheres Leben klargelegt. Das Glück war uns günstig; es gelang uns festzustellen, daß van Grooten während seines Aufenthaltes auf Sumatra mehrmals mit dem Gesetz in Konflikt geraten war auf Grund von temporärer Grausamkeit gegen seine Untergebenen. Er hatte sich jedoch stets durch Geldbußen und Zeugnisaussagen, die darauf ausgingen, daß er nur infolge heftiger Fieberanfälle übereilt gehandelt habe, aus der Schlinge zu ziehen gewußt.

Diese Auskünfte machte ich mir zunutze und stellte als eine höchstwahrscheinliche Möglichkeit fest, daß van Grooten Feinde habe, die nach Rache dürsteten.

Meine Detektive spürten wie die Bluthunde. Die Jagd auf Menschen übte jetzt wie allezeit ihren mächtigen Bann auf Nerven und Sinne aus. Die Jagdfreude selbst feuerte sie weit mehr an als der Gedanke an die hohe Summe, die auf die Ergreifung des Mörders gesetzt war.

Im Hafenviertel wurden förmliche Razzien auf die Seeleute gemacht, die im Besitz von viel losem Gold gesehen waren. Und mir fiel dann die entwürdigende Pflicht zu, diese Unschuldigen einem Kreuzverhör unterwerfen zu lassen, so daß sie nahe daran waren, Sinn und Verstand vor Angst zu verlieren.

Sekundenlang durchzuckte mich dann wohl ein eisiges Zittern bei dem Gedanken, daß einer dieser

fremden Seelente, — da waren Neger, Chinesen und Malaien — die nicht einmal unserer Sprache mächtig waren, sich in durch Furcht hervorgerufene Widersprüche verwickeln könne, so daß es mir nicht möglich war, ihn wieder daraus zu befreien. Glücklicherweise währten diese Skrupel nur kurze Augenblicke, dann war ich wieder ruhig, kühl und überlegen.

Es wird einleuchtend sein, daß wir trotz zahlloser Verhaftungen und Verhöre nicht von der Stelle kamen.

Nach einer sorgfältigen Untersuchung wurde festgestellt, daß an Wertgegenständen nur die Goldstücke fehlten. Es wurden keine Erbsprüche geltend gemacht, und so war denn Rachel die unbestrittene Herrin des Vermögens.

Als man sie fragte, wie sie sich in Zukunft einzurichten gedenke, antwortete sie, daß vorläufig alles beim alten bleiben solle.

Der Prokurist wurde unter Rachel der oberste Leiter des Geschäfts. Hookes stand ihm zur Seite, und auf den Kontoren ging alles seinen altgewohnten Gang. Allan verrichtete seine Arbeit nach wie vor mit Pünktlichkeit und sprach nicht davon, daß er reisen wolle.

Mich plagte allmählich die bereits erwähnte Schwere im Nacken unerträglich; am Tage konnte sie zu einer fast lähmenden Müdigkeit des Gehirns ausarten, die Ohnmachten im Gefolge hatte, wenn ich mich nicht

sofort in die Luft hinaus begab, was ich natürlich immer zu thun bestrebt war.

Mehrmals, während meiner Beschäftigung mit van Grootens Angelegenheit, befiel mich diese Schwäche, da ging ich dann in den großen Garten hinaus, der hinter den Kontoren lag. Dort herrschte stets Ruhe. Nur der Gärtner und seine Gehilfen beschäftigten sich geräuschlos da draußen, theils im Garten und theils in den Treibhäusern, denen sie die Pflanzen für den viel erfordernden Wintergarten entnahmen.

Eines Tages stand ich da und lehnte mich in einem plötzlichen Schwindelanfall gegen einen Baumstamm. Mein Auge fand eine wohlthuende Ruhe in der grünbeflaumten Rinde des Stammes. Da gewahrte ich plötzlich ein kleines, kreisrundes Loch in der Höhe meiner Schulter. Ich stuzte und untersuchte das Loch näher; es war von einer Revolverkugel hervorgebracht.

Ich hatte ein Gefühl, als zögen sich Fibern in meinem Gehirn krampfhaft zusammen. Dann entglitten mir die Gedanken wieder. Das Gesehene war wie durch eine Spalte in das stille Dunkel des Unterbewußtseins versunken.

Mein Dasein war in zwei Teile geteilt, so verschieden wie Tag und Nacht, ohne feste Uebergänge. Meine Arbeitstage habe ich geschildert. Wenn sich die Finsternis gleich einem ungeheuren Blütenkelch um das

Licht des Tages schloß, begannen auch Teile meines Wesens, meines Gedankenlebens sich zu schließen, während andere sich entfalteten und mich gleich einer Schar friedloser Schatten umgaben.

Ohne auch nur eine einzige von den Einzelheiten des Zwischenstadiums festhalten zu können, glitt ich, wie von einem stillen, schwindelnden Traum getragen, in das andere Dasein über.

Vergebens versuchte ich, mich zu einer Arbeit zu zwingen, die nur die äußere Haut meines Denkens in Anspruch nahm. Wie das Wasser, das nicht fortströmen und sich nicht vor dem Auge der Sonne verbergen kann, so half auch mir alle Flucht vor der Verzweiflung nicht. Sie umgab mich wie die Luft, wie mein eigener Atem.

Allan kam regelmäßig des Abends zu mir, zuweilen blieb er stunden-, zuweilen nur minutenlang. Ich begriff, daß er die Einsamkeit und die Gewissensangst nicht zu ertragen vermochte und daß er zu mir als zu der einzigen Hilfe seine Zuflucht nahm. Daß ihm mein Anblick eine armselige Linderung brachte.

Wir sprachen miteinander, sprachen hauptsächlich von unserer Kindheit oder von Dingen, die uns beiden gleichgültig waren. Die Wirklichkeit berührten wir nicht. Ja, doch, — eines Abends fragte mich Allan, wie die Untersuchung fortschreite, ob wir irgendwelche Spur gefunden hätten. Mein Blick muß ihn entsetzlich gedemütigt haben; er stand auf und ging,

ohne ein Wort zu sagen. Aber am nächsten Abend kam er wieder und tat, als sei nichts geschehen.

Sein Benehmen mir gegenüber trug das Gepräge liebevoller Fürsorge, die zuzeiten einen Anflug von Nachsicht und Mitleid bekam. Daß mich namentlich dies quälte, wagte ich nicht ihn fühlen zu lassen. Täglich fragte er nach meinem Befinden, als sei ich Patient, während ich Geistesgegenwart genug besaß, seine graue Gesichtsfarbe und die Leidensfurchen, die sich ihm tiefer und tiefer um Mund und Augen eingruben, nicht zu erwähnen.

Wir sprachen nicht immer. Manch einen Abend saßen wir einander gegenüber, jeder auf seiner Seite meines großen Arbeitstisches, eine grünbeschrimte Lampe zwischen uns. Allan mit einer Zeitung, ich mit einem Buch, aber keiner von uns las, wir beobachteten einander nur, wie zwei Irresinnige, die sich beide für klug halten. Unerträglich war auf die Dauer dies heimliche Spähen.

Schließlich fragte ich: „Wird es nicht bald Schlafenszeit für dich, Allan?“ Oder er sagte: „Du mußt gewiß zur Ruhe gehen, James, du siehst so müde aus.“

Worauf Allan schnell aufbrach; ehe er aber ging, umarmte er mich regelmäßig, als handele es sich um eine Trennung auf Tod und Leben. Ich ersah daraus, wie die Bruderliebe in ihm noch stärkere Wurzeln

schlug, jetzt, wo das stumme Mitwissen uns aneinander band. Uns aneinander band, wie zwei Leichen . . .

Allans Nähe verursachte mir Qualen. Sein Anblick rief Zwangsvorstellungen in mir wach, die ich durch kein Mittel, nicht einmal durch betäubende Getränke, zu bekämpfen vermochte. Ich konnte mich nicht befreien von dem Wort Meuchelmörder! Es lag mir auf der Zunge, es war in meinem Blick. Ich empfand ein unseliges Bedürfnis, es ihm ins Gesicht zu schreien und endlich einmal seine schmerzlich versteinerte Maske zertrümmert zu sehen.

Das Opfer, das ich gebracht hatte und noch täglich brachte, schien mir mit jeder Stunde schwerer zu werden, schwerer und unwürdiger. Und ich sah voraus, daß es das ganze Leben wahren könnte.

Hookes war derjenige, der mich während dieser Aufsechtungen aufrecht hielt. Jetzt wie ehemals verbrachte er einige Abende der Woche bei mir, Abende, an denen Allan gleich nach seinem Eintreten Abschied nahm, ohne jedoch eine feindliche Haltung zur Schau zu tragen. Vielmehr wechselten sie verständnisvolle Blicke, was mich nicht verwunderte, da ich wußte, daß Hookes Allans Schuld kannte.

Allan saß immer auf dem Rande eines Stuhls, die Unruhe seiner Hände erinnerte mich allmählich an van Grooten. Hookes dahingegen machte es sich gleich gemütlich, seine Anwesenheit verlieh dem Zimmer eine Traulichkeit, einen beruhigenden Frieden.

Wir sprachen miteinander, offen und ehrlich, wie ich glaubte, von beiden Seiten. Hookes ließ mich Bericht erstatten von den negativen Ergebnissen der Untersuchung und lobte meine Haltung und meine Klugheit.

Ihm vertraute ich es an, wie mich dies Doppel-dasein förmlich aussauge. Ihm vertraute ich die Müdigkeit an, die mich am Tage quälte, und die Verzweiflung, die wieder und wieder hervorquoll, sobald es Abend wurde.

Er versuchte mich zu beruhigen und riet mir, eine nervenstärkende Medizin zu nehmen. Als ich ihm aber erklärte, daß selbst größere Dosen Chinin und Chloral ganz ohne Wirkung blieben, mußte er einräumen, daß das Übel tiefer liege.

Wir sprachen über Allan, und ich ließ mich soweit hinreißen, daß ich ihm von dem zunehmenden Gefühl des Abscheus und Grauens Kenntniss gab, das allmählich Macht über mich gewann.

Das Lächeln, mit dem Hookes diese Beichten anhörte, erschien mir fast dämonisch, da er mich aber gleich darauf wegen dieser meiner Schlechtigkeit Allan gegenüber ausschalt, so sah ich ein, daß sein Lächeln durch eine andere Gedankenverbindung hervorgerufen sein müsse.

Wieder und wieder bat ich Hookes, mir so viel oder so wenig zu erzählen, wie er von Allans Tat wisse. Ein Achselzucken war stets seine ganze Antwort.

Wenn ich mich zu unbeherrscht meiner Niedergeschlagenheit hingab, übernahm Hookes mittels seines Flötenspiels die Rolle eines Arztes. Ich verfiel dann regelmäßig auf dem Stuhl, auf dem ich saß, in einen tiefen Schlaf, worauf er dann still seiner Wege ging.

Vor Kälte schauernd erwachte ich dann in der Nacht und schwankte in mein Bett.

Hookes holte mich zu langen Spaziergängen ab, und wirklich war nichts so erquickend für meinen kranken Sinn, als diese endlosen Nachtwanderungen mit dem Freunde, dessen sanftes, fürsorgliches Wesen mich so ganz bezaubert hatte.

Nur mußte ich Sorge tragen, daß wir diese Spaziergänge nicht an mond hellen Abenden machten.

Nicht nur meine Augen, auch mein ganzer Körper litten unter dem kalten, toten Glanz des Mondes. Ich fühlte es, selbst wenn ich in meinem Zimmer saß und die Gardinen zugezogen hatte. Keine Überredung konnte mich bewegen, hinauszugehen und mich von diesem mir so widerlichen Licht betasten und durchdringen zu lassen.

Im übrigen waren meine Augen, denen am Tage nichts fehlte, ein wenig empfindlich gegen künstliches Licht geworden, weshalb ich in meinem Zimmer eine grüne Kuppel und einen grünen herabfallenden Schirm auf meine Lampe gesetzt hatte.

Eines Abends, als mich Hookes zum Spazierengehen abholte, bedauerte er, sein Taschenbuch im

Kontor liegen gelassen zu haben, und bat mich, mit ihm hineinzugehen, um es zu holen. Anfänglich weigerte ich mich auf das Bestimmteste. Da ich aber, auch mir selbst gegenüber, keinen Grund für diese Weigerung anzugeben wußte, fügte ich mich und ging mit ihm.

Es war seit jenem Abend das erstemal, daß ich Rachels Heim nach Einbruch der Dunkelheit wieder sah.

Ich entsinne mich nicht mehr genau, welche Gefühle mich auf dem Wege durch die stille Straße beseelten, erinnere mich nur noch, daß Hookes meinen Arm nehmen mußte, um mich zu verhindern, gegen Laternenpfähle und steinerne Treppen zu rennen.

Kein Fenster nach der Straße hinaus war erleuchtet. Der Torweg, der erst zur Schlafenszeit abgeschlossen wurde, ließ sich noch mittels Herumdrehen eines Türdrückers öffnen.

Vor den Riesenfenstern des Hintergartens waren die großen Jalousien herabgelassen, dadrinne aber war Licht. Dort also hielt sich Rachel auf . . . und allein?

Leicht und sicher durchschritt Hookes den langen Hof, offenbar gab es nichts, was ihn beunruhigte. Ich folgte ihm. Ich sah ihn ein Schlüsselbund aus der Tasche ziehen und die äußere Kontortür öffnen, darauf die innere, einen Augenblick später war das elektrische Licht im Privatkontor angeknüpft.

Es ist mir nicht möglich zu sagen, was in mir vorging und welche Gedankenverbindungen plötzlich

wachgerufen wurden. Ich weiß nur, daß ich auf der Schwelle des Kontors wie festgenagelt stehen blieb, während etwas wie eine Erscheinung, eine Vision durch mein Bewußtsein flammte, um schneller, zehnmal schneller als eine Sternschnuppe zu erlöschen. Den Flug des fallenden Sternes kann man doch verfolgen . . . meine Vision wahrte nur den Bruchteil eines zuckenden Blizes. Ich streckte förmlich die Hände aus, um sie zu fassen. Sie war und blieb weg, ohne eine Spur von Erinnerung.

Als Hookes mit dem Taschenbuch zurückkehrte, war ich außerstande zu sprechen. Mein ganzer Körper zitterte noch und meine Gedanken suchten, suchten in der leeren Luft.

Hookes war entsetzt über meinen Zustand und wollte mich in das Haus führen, damit ich meine Kräfte in van Grootens großem Stuhl wiedergewinnen könnte. Aber das unerklärlichste Grauen trieb mich, Widerstand zu leisten. Ich sank auf der Schwelle zusammen, das Gesicht dem Hofe zugewandt. Nach einer Weile war ich wieder soweit hergestellt, daß ich mich an Hookes scherzendem Gespöcht über meine „Jungfrauennerven“ beteiligen konnte.

* *

Nur oberflächlich habe ich die Untersuchung, diesen schändlichen Betrug, beschrieben, der alle Moral und alles Ehrgefühl in mir vernichtete.

Von Rachel habe ich noch nicht gesprochen. Es kostet mich eine ungeheure Überwindung, sie zu nennen. Doch es muß geschehen . . .

Seit jener Morgenstunde, als ich aus van Grootens Schlafzimmer stürzte, von dem Toten selbst vertrieben, sah ich Rachel nur die seltenen Male, die sie auf das Kontor kam, wenn ich von Amts wegen dort beschäftigt war. Und dann zwang ich mich, sie nicht zu sehen . . .

Ich besitze nämlich, wie gewiß viele denkende Menschen, die Fähigkeit, gleichsam eine nebelige Haut über die Augen zu ziehen, so daß man wohl sieht, aber nicht unterscheidet, und nur so gestattete ich meinem Blick, sich zu betätigen, sobald sie anwesend war.

Rachel versuchte, dies nicht zu bemerken. Sie sprach mit mir, und ich antwortete ihr. Aber meine Augen waren wie tote, ausgebrannte Welten, ohne Leben und Seele.

Obwohl ich so alles tat, um ihr auszuweichen, fühlte ich sehr wohl, daß ich noch immer unter dem Einfluß der magischen Strömungen stand, die von ihr ausgingen. Es war, als werde die äußere Haut meines ganzen Körpers beständig von einem eiskalten Hauch berührt, sobald Rachel zugegen war.

Ich sagte mir selber, dies sei die reine Einbildung, eine Torheit meiner Nerven; aber diese Torheit der Nerven ging so weit, daß eines Tages, als ich gezwungen war, einen Federhalter zu nehmen, den Rachel

eben benutzt hatte, meine Nerven dervartig reagierten, daß ich den Federhalter fallen ließ, und als ich meine Finger ansah, waren sie was man vor Kälte „abgestorben“ nennt.

Rachel ließ mich einmal über das andere bitten, zu kommen. Ich erhielt die gewöhnlichen kurzgefaßten Billets, und ich erhielt lange Briefe mit Andeutungen auf unsere Freundschaft, die nicht durch äußere, uns nichts angehende Ursachen gestört werden könne.

Ich antworte nicht. Ich kam nicht.

Einzelne Briefe, die die rein rechtliche Seite betrafen, wechselten wir, aber die zählen ja nicht mit. Ihr Inhalt war bestimmt, von Allen gelesen werden zu können.

Das blinde, zusammenschnürende Entsetzen, das ich bereits bei unserer ersten Begegnung empfunden hatte, war zurückgekehrt. Ich wußte, daß, wenn ich auch den Entschluß faßte, sie wieder zu sehen, und nach ihrem Hause ging, ich, wenn nicht früher, so doch auf der Schwelle umkehren müsse.

Und doch! Ich konnte in meinem Zimmer sitzen, krank bis ins Mark hinein vor Lebensüberdruß, und konnte mich dann an den Klang ihres Namens anklammern wie an den Strohalm, der mich vorläufig hinderte, in dem Sumpf der Verzweiflung zu versinken.

Wieder und wieder nannte ich ihren lieben, mir

so theuren Namen, während kalte Tränen meine Augäpfel überrieselten.

Einmal kam Rachel an meine Thür.

Es war an einem der Abende, wo der Nebel sein Leichentuch über die Stadt ausgebreitet hatte. Ich hatte die Lampe angezündet, als aber der weiße Dampf in mein Zimmer drang und alle Gegenstände einhüllte, schrob ich sie herunter und zog die Gardinen zurück. So saß ich denn da und starrte in das grauweiße Dunkel hinaus, in dem sich das Licht der nahen Laterne wie ein matter, fahlröthlicher Glorienschein abhob. Die Form der Laterne selbst war ausgelscht, wie der Marktplatz, die Häuser, die Menschen. Ich entsann mich, daß mir ein alter Bauer mit unheilbarem Star auf beiden Augen seinen Zustand wie einen ewig dichten, weißen Nebel beschrieben hatte, der sich niemals lichtete.

Gegen ihre Gewohnheit suchten mich weder Allan noch Hookes an jenem Abend auf, und ich empfand ein überwältigendes Verlangen, mit Menschen zu sprechen, selbst mit den gleichgültigsten.

Aber die Kraft, aufzustehen und mich in den nassen, weglosen Nebel hinauszubegeben, die besaß ich nicht.

Ich war allein zu Hause, die Frau, die mich bediente, war in die Stadt gegangen. Die Familie über mir war verreist.

Das Gefühl der Einsamkeit lag auf mir wie ein Alpdruck. Mit Hilfe des Telephons hätte ich mich leicht mit Menschen in Verbindung setzen können, aber die Mühe, anzuklingen und sie anzurufen, war mir zu groß. Außerdem hatte ich eine schauernde Angst, meine eigene Stimme zu hören.

Da pochte es an meine Haustür. Zuerst pochte es. Ich konnte hören, daß es eine zarte Hand war, denn der Türklopfer war schwer, und die Schläge klangen nur gedämpft. Dann fiel mir ein, daß der Nebel alle Laute abschwächt und sie gleichsam mit Wolle umwickelt.

Es kam mir nicht in den Sinn, hinauszugehen und zu öffnen. Nach einer Weile läutete die Türglocke, läutete und fuhr fort zu läuten.

Es war ein verhältnismäßig altes Haus, in dem ich wohnte, und die Türglocke war eins dieser verrosteten, dumpfklingenden Dinger, die jetzt fast überall durch bescheidene elektrische Apparate ersetzt sind. Die Glocke war auf dem Gang gerade vor meiner Stube angebracht. Sie fuhr fort zu läuten. Schließlich erschien mir ihr Gebimmle wie das Heulen eines sterbenden Hundes.

Ich steckte die Finger in meine Ohren. Es half mir nicht. Dann ging ich auf den Gang hinaus und stieg die Stufen zu der Haustür hinab.

Ehe ich die Tür erreicht hatte, wußte ich, wußte ich, wer da draußen im Nebel stand.

Ich lehnte mich gegen die Thür, als könne ich durch den massiven Eisenrahmen den schwächtigen Körper fühlen, der sich da draußen ungeduldig aufrichtete.

Aber noch immer fiel es mir nicht ein, die Thür zu öffnen. Ich hörte Rachel vor Anstrengung keuchen, hörte ein kurzes Stöhnen — oder Lachen — ich weiß nicht, was es war, ein letztes heftiges Läuten, spitze Absätze, die auf der Steintreppe klirren. Dann Stille. Stille und Nebel . . .

Hinterher bereute ich, daß ich sie hatte gehen lassen, und die halbe Nacht saß ich am offenen Fenster und starrte blind hinaus in den Nebel und lauschte, ob sie nicht zurückkommen würde.

Sie kam nicht. Wäre sie aber gekommen, ist es nicht sicher, daß ich sie eingelassen hätte.

* * *

Ein Zufall machte allen weiteren Untersuchungen ein Ende.

Bei einer Kesselerplosion auf einer der Werften wurde ein Maschinenarbeiter getödtet. In seinem Logis, einer Dachkammer in einem der verächtlichen Häuser unten am Hafen, fand man eine vernagelte Kiste. Sie wurde erbrochen; darin lag ein zusammengeknottes Tuch mit einer Anzahl von Goldstücken.

Da der Mann seinerzeit eine Strafe wegen Gewalttätigkeit und Diebstahl verbüßt hatte, ging man ruhig von der Annahme aus, daß er nicht auf ehrliche Weise zu dem Geld gekommen sei. Belastend war der Umstand, daß er wirklich einige Monate vor dem Morde seinen Gang in van Grootens Kontor gehabt hatte, gelegentlich der Legung einer Wärmeleitung.

Vieles stimmte ganz bequem, das Fehlende wurde hinzugefügt, so daß das Ganze stimmte . . . der Tote selber erhob keine Einwendungen, und auf das, was seine Liebste, eine jammervolle kleine Fabrikarbeiterin, zu seinen Gunsten aussagte, wurde, wie das ja natürlich ist, keine Rücksicht genommen.

Somit war „die Gefahr“ überstanden.

Aber Hookes, der ein wachsames Auge mit mir gehalten hatte, riet mir eindringlich, jetzt sofort Urlaub zu nehmen, um eine Nervenkrisis zu vermeiden, die er sonst voraussah.

Ich erklärte, daß es mir vorläufig an jeglichem Willen fehle, einen Entschluß zu fassen. Die Wahrheit war, daß ich mich gerade jetzt nicht von der Stelle losreißen konnte. Ich hatte ein Gefühl, als wate ich bis an den Hals im Schlamm.

Es gab ja keine Gemeinheit, keine Infamität, zu der ich mich im Laufe dieser Monate nicht herabgelassen hatte — und ich saß völlig unangetastet auf meinem Richtersitz, angesehen, wohl gelitten, während

ein armseliger Arbeiter in seinem Grabe lag, besudelt mit dem Schandmal eines Verbrechens, von dem ich wußte, daß mein Bruder es begangen hatte, mein Bruder, unterstützt von der Frau, die ich liebte.

Oder . . . hatte Rachel es erst hinterher erfahren? War sie unschuldig? . . .

Jeden Nachmittag fuhr ihr Wagen an meinen Fenstern vorüber, zuweilen saß Hookes neben ihr, zuweilen andere Männer, man wollte wissen, daß sie im Begriff stehe, das Geschäft zu verkaufen, daß sie die Absicht habe, fortzureisen.

Aber Hookes erwähnte nichts davon.

Während die Sache mit dem toten Maschinenarbeiter spielte, hatte Allan eine höchst sonderbare Haltung angenommen, und zwar von dem Tage an, als die Goldstücke in seinem Logis gefunden wurden. Es war, als empfinde er plötzlich denselben Abscheu vor mir, wie ich vor ihm. Er reichte mir nicht die Hand, wenn er kam und umarmte mich nicht, wenn er ging und eine lange Zeit hindurch hielt er sich ganz fern.

Ich war am liebsten von seiner Gesellschaft befreit, ich ging umher, wie in einer sonderbaren, taumeligen Betäubung, in der alles wie durch dichte Nebel zu mir drang; aber meine Erbitterung gegen ihn steigerte sich. Ich sah ein, daß ich, der ich um seinetwillen meine Selbstachtung verloren, meine Zu-

kunst ruiniert hatte, — nichts damit erreicht hatte, als seine Verachtung wachzurufen.

Es kamen Nächte, in denen ich träumte, daß wir miteinander rängen, Allan und ich, auf Leben und Tod, daß ich ihn bei der Kehle packte und sie zuklemmte, während ich ihm das Geständnis abpresste.

Meine Träume endeten ausnahmslos mit heftigen Schwindelanfällen, so daß ich mich im Erwachen am Bettpfosten festklammerte. Allmählich fühlte ich mich körperlich und seelisch so niedergebrochen, daß ich meine Arbeit nur mangelhaft verrichten konnte. Ich ging zu einem Arzt. Mit großer Sorgfalt fragte er mich aus, untersuchte mich und untersuchte namentlich meine Augen, worauf er mir mit einem Achselzucken riet, eine Kur in einer Nervenheilanstalt durchzumachen.

Ich erwiderte, daß meine Tätigkeit mir eine solche Unterbrechung nicht gestatte: er antwortete: „In dem Falle müßten Sie selber die Folgen tragen“.

„Welche Folgen?“

Er putzte seine Brille und vermied es, mich anzusehen, während er antwortete: „Vorläufig kann ich nur ein jammervoll zerrüttetes Nervensystem konstatieren, sowie starken Blutmangel im Gehirn, aber dabei wird es kaum bleiben, wenn Sie meinen Rat nicht befolgen!“

Als ich klaren Bescheid, ohne Rückhalt, von ihm erlangte, sagte er endlich: „Temple, Sie sind ja sonst ein vernünftiger Mann, und wenn Sie die

Wahrheit wissen wollen, sehe ich keinen Grund, sie Ihnen zu verheimlichen. Ihre Nerven sind schon so angegriffen, daß Sie an Schwindel, an Halluzinationen leiden, daß Sie in Schweiß gebadet sind, wenn nur eine Tür ein wenig schnell geöffnet wird, daß Sie lichtscheu geworden sind . . . noch einige Monate so weiter, und eine Nervenklinik wird Sie nicht mehr herstellen können. Ihr Gehirn . . .“

„Sie meinen, daß Gefahr für meinen Verstand vorhanden ist?“

„Wenn Sie meinen Rat nicht befolgen — ja!“

Als ich den Arzt mit diesem klaren Bescheid verließ, fühlte ich mich im Grunde erleichtert. In diesem Augenblick erschien es mir wie ein glückseliger Trost, daß ich möglicherweise bald vom Leben befreit sein sollte, frei sein sollte von der Arbeit, dem Schmutz, der Lüge, daß man mich in die Stille und Unverantwortlichkeit einschließen würde. Aber dies Gefühl war nur von kurzer Dauer. Dann stellte sich die Angst ein, daß ich das Geheimnis verraten könnte, dessen Geheimhaltung mir so viel Qual verursacht hatte.

Also blieb mir nichts anderes übrig, ich mußte die Verordnung des Arztes befolgen und mich für ein paar Monate in eine Nervenheilanstalt begeben. Aber das war mir klar, ehe ich mein Vorhaben zur Ausführung brachte, mußte ich eine Aussprache mit Allan haben.

Ich bat ihn zu kommen, und er kam. Er blieb

an der Tür stehen, als könne er sich nicht überwinden, näher zu treten. Dann griff er sich an die Stirn, schritt hastig durch das Zimmer und rief aus: „Was nun, James?“

Ich sah ihn kühl an und erwiderte: „Ja, was nun, Allan?“

Er biß sich auf die Lippe und sagte: „Ist es denn nicht endlich deine Absicht, daß wir diesen verfluchten Ort bald verlassen sollen?“

Gleichsam in einer Summe sah ich vor mir die Reihe der Opfer, die ich gebracht hatte, ohne zu murren, und es fiel mir ein, daß mir Allan niemals ein Wort des Dankes gesagt hatte.

Heiß vor Zorn erwiderte ich: „Ja, jetzt paßt es dir wohl zu reisen, jetzt wo du dein Leben und deinen Ruf in Sicherheit weißt!“

Drohend flüsterte er: „James . . . rede nicht so zu mir . . .“

Aber es war zu spät. Meine Selbstbeherrschung war zertrümmert. Mein Blut war ins Sieden geraten. Ich fauchte: „Du kannst es nicht vertragen . . . dein Feingefühl verbietet es dir . . . du bist bange, das bist du! Du bist bange, daß jemand an den Türen lauschen und hören könnte, worüber wir beide zu reden haben . . .“

Abermals hieß er mich schweigen, und über sein aschfahles Gesicht zogen sich weiße Streifen. Aber nun mußte ich reden. Es brannte mir wie Feuer in

der Kehle. Ich mußte das Wort sagen, es ihm ins Gesicht sagen, es ihm wie einen giftigen Dorn ins Bewußtsein hineintreiben. Und ich sagte es, nicht einmal, nein, unzählige Male. Es gereichte mir zur qualvollen Wollust, ihn dort vor mir stehen zu sehen, ohne daß er einen Laut über die Lippen zu bringen vermochte.

Er schwankte, er wich zurück, bis er an die Wand kam, dort blieb er stehen, Mund und Augen noch immer weit aufgesperrt wie Fischschuppen.

Endlich kam ich zur Besinnung und hielt inne. Und nun flüsterte Allan leise, wie ein fernes Echo, das Wort, das ich gesagt hatte: „Meuchelmörder . . . Meuchelmörder . . .“

Halbwegs bereute ich, was ich getan, und gleichsam zu meiner Entschuldigung begann ich aufzuzählen, was ich durchgemacht hatte seit dem Morgen, als ich seine Spur im Wintergarten entdeckte, bis zu dieser Stunde.

Allan tastete sich an den Tisch heran, als ginge er im Dunkeln. Er setzte sich schwer auf einen Stuhl, stützte den Kopf in seine Hände und sagte: „Dann sprich nur, James, sage alles, was du zu sagen hast . . . jetzt . . .“

Und ich fuhr fort, redete von meiner Amtspflicht, von meiner Ehre, vom Vater, der uns zu ehrlichen Menschen erzogen hatte, während wir nun hier saßen, der eine ein Mörder, der andere ein Mitschuldiger.

Ich schloß, indem ich meine Unterredung mit dem Arzt wiederholte: „Und ich weiß, wie es gehen wird. Ich werde keine Ruhe finden, ehe nicht mein Unrecht gesühnt ist, ehe . . .“

Allan nahm mir die Worte aus dem Munde: „. . . Ehe nicht der Schuldige seine Strafe erhalten hat . . .“

Ich nickte.

Allan sagte: „Ich glaube, du hast recht, und ich mache dir keine Vorwürfe. Es ist ein Unglück für uns, daß wir mit anständigen Begriffen geboren sind. Aber begreifst du nicht, James, daß es Fälle geben kann, wo es ein größeres Verbrechen ist zu reden, als zu schweigen?“

Ich schüttelte den Kopf: „Es gibt nur ein Recht und eine Gerechtigkeit.

„Begreifst du nicht, daß man gezwungen sein kann, aus Rücksicht auf andere zu schweigen? . . .“

„Nein!“ . . .

Allan stand auf, er trat an mich heran, legte seine Hände auf meine Schultern und sah mich mit dem schönen, schmerzlich schönen Lächeln an, das ihm eigen war:

„Lebewohl, James, jetzt gehe ich hin und tue meine Pflicht gegen dich und gegen mich selber . . .“

Und ich ließ ihn gehen. Ich rief ihn nicht zurück.

Ich blieb in meinem Zimmer sitzen, die ganze Nacht, ohne mich zu rühren, wartend, ungeduldig auf

ein Zeichen wartend, daß jetzt das vollzogen war, was vollzogen werden mußte.

Ich war mir völlig klar darüber, daß sich Allan selbst angeben würde, aber auch, daß er die Schmach nicht überleben würde. Er war mein Bruder, mein geliebter, einziger Bruder, und ich hatte ihm geraten, seine Pflicht zu tun, seine Pflicht. Hinterher kam an mich die Reihe, die meine zu tun. Mit Freuden wollte ich ins Gefängnis wandern und meinen Teil an der Schuld sühnen . . .

Im Laufe der Nacht ward der Gedanke an Rachel in mir wach. Würde sie mit in diese Sache hineingezogen werden, sie und Hookes?

Der Spiegel hing an seinem gewohnten Platz; ich war zu müde um ihn herunterzunehmen. Jetzt ging die Lampe aus, ich saß im Dunkeln, aber im Spiegel und um den Spiegel herum sammelte sich ein schwacher Schein wie von Phosphor . . .

Allmächtiger Gott, wie ich dies Weib liebte . . . daß ich selbst in dieser Nacht, wo mein einziger Bruder in den Tod ging, in meinen Gedanken Raum für sie hatte.

Ich zog das kleine Taschentuch heraus, das ich immer bei mir trug und zerknüllte es in meiner Hand. Ich nahm die gelbliche Haarnadel, die ich seit jenem Morgen in meiner Brusttasche getragen, hervor. Und während ich sie in der Hand hielt und an Rachel dachte, fing der Schwindel wieder an, mich zu erfassen.

Ich lehnte mich über den Tisch; tief, tief im Innersten meines Gehirns, in der Dämmerung meines Gehirns formte sich ein Nebelbild, eine Vision . . . eine Halluzination.

Natürlich eine Halluzination . . . Der Schwindel wurde heftiger.

Ich hörte einen Laut, einen leise flirrenden Laut, wie wenn eine Lampe erlischt oder eine Uhr stehen bleibt.

Und ich wußte, daß jetzt das Herz meines Bruders zu schlagen aufgehört hatte.

* * *

Allan hatte sich ins Ohr geschossen . . .

Auf seinem Tisch lag ein Brief an mich. Ich riß ihn auf, fast ehe ich mir die Ruhe gönnte, an seiner Leiche niederzuknien. Der Brief war kurz:

Leurer Bruder!

Meine letzten Gedanken weilen in Liebe bei Dir. Und nun bitte ich Dich zu glauben, daß dies mein einziger Ausweg war. Es lag nicht in meiner Macht, Deinem Wunsche gemäß zu handeln. Die Rücksicht auf die Menschen, die ich am heißesten geliebt habe, würde mir für immer den Mund verschließen.

Aber vor Dir, James, vor Dir liegt das Leben. Lebe und vollführe mit Ehre die Arbeit, die du bekommen hast. Suche Recht zu schaffen, wo Dein

Herz Dir sagt, daß Recht ist, selbst wenn alle Gesetze das Gegenteil fordern.

Wir haben einander sehr lieb gehabt, James, haben uns inniger geliebt als die meisten Brüder, aber die Mauer, die das Schicksal zwischen uns schob, würde weder ich noch Du umstürzen können. Allein der Tod schafft die Möglichkeit, daß Deine Gedanken mich wieder in Frieden suchen können.

Ich habe den Tod gewählt, damit das Leben Dir zu teil werde.

Dein treuer Bruder
Allan.

Ich las den Brief mit derselben Gefühllosigkeit, mit der man einen Geschäftsbrief liest. Weder die Worte noch der Ton rührten mich. Die Trauer war noch nicht in meinem Gehirn erwacht, und der Tod hatte seine Schuld gegen mich noch nicht geföhnt.

Der Brief erschien mir als ein letzter Beweis von einer Feigheit, die allerdings nicht mit Allans ursprünglicher Natur übereinstimmte, die aber genau seinem ganzen Benehmen in dieser Angelegenheit entsprach.

Eine andere Stimme flüsterte mir zu, daß der Mann, der mit voller Überlegung den Tod sucht, nicht um seiner selbst willen die Zuflucht zur Lüge nimmt, aber ich verscheuchte diesen Gedanken wieder. Der Wortlaut des Briefes atmete nur Ausflüchte, um sich vor der Schande des schlechten Leumunds zu bewahren.

Aber als ich mich dem Bette zuwandte, auf dem Allan lag, und die lächellose Ruhe sah, die so weit entfernt war von dem „verklärten“ Ausdruck, von dem man bei Toten zu reden pflegt, da fing ich an, schwankend in meinem Urtheil zu werden.

Dieser reine Mund schien für immer in einem Entschluß geschlossen, der das weiße Siegel des Todes forderte. Und diese Augen, die noch den Abglanz der entflohenen Seele trugen, in ihnen war kein Zeichen von Feigheit. Traurig schauten sie hinaus über die Grenzen, die den Lebenden gesteckt sind, traurig, hoffnungslos, staunend . . .

Ich kniete nieder. Ich küßte die vollendet geformten weißen Hände, und mit eisigem Grauen dachte ich wieder daran, daß Blut an ihnen klebte.

Diese Hände, die in fernen Tagen die lebenden Schirmpflanzen hoch zum Abendhimmel emporgehoben trugen, hoch und ehrerbietig erhoben . . . diese Hände, die nicht litten, daß ein Insekt Schmerz erlitt . . . diese Hände — und dann Neuchelmord . . .

Und doch! Allans Wille war mir heilig.

War er nach den unbekanntem Gefilden des Todes dahingegangen, um seiner Strafe zu entgehen, so kam es mir nicht zu, ihn über das Grab hinaus zu verfolgen.

Auf meine Schultern hatte er wie einen Fluch das Joch gelegt, daß ich schweigen sollte, jetzt und alle Tage, bis an den letzten.

Aber das wußte ich nun selber, daß ich meines Amtes nicht länger walten konnte, nicht länger walten wollte.

Als Allans Bruder, als Mitwiffer, als Fehler, hatte ich meine Macht, Recht zu sprechen verscherzt . . .

Um keinen Verdacht zu erregen, wollte ich vorläufig nur Urlaub erbitten, mein ärztliches Attest berechtigte mich dazu. Später konnte ich mir die Erklärung beschaffen, daß die Angegriffenheit meiner Nerven mir nicht gestattete, ein Amt auszuüben . . .

Eine Pension mußte ich wohl annehmen, um nicht zu verhungern.

Wolle Gott, daß meine Aufzeichnungen hier enden könnten. Aber die letzte Treppe in die Tiefe ist noch zurückzulegen . . . Ich zaudere und schaue aufwärts, um nicht zu schwindeln. Aber es ist weit bis zu dem blauen, barmherzigen Himmel. Noch weiter ist es bis zur Gnade . . .

* * *

Noch am selben Nachmittag erbat ich mir eine Unterredung mit Rachel. Ich war mir nicht klar bewußt, was ich von ihr wollte, nur soviel wußte ich, daß es sich um einen Abschied auf ewig handelte, und

daß ich vor diesem Abschied aus ihrem eigenen Mund die Wahrheit erfahren mußte.

Hookes kam zu mir; in einer seelischen Erregung, wie ich sie nie an ihm gesehen hatte, kam er. Er bat mich, nicht zu Rachel zu gehen. Selbst wenn sie nach mir schickte, dürfe ich nicht zu ihr gehen. Sie sei krank vor Entsetzen über den Selbstmord meines Bruders. Ich wüßte ja doch auch, daß aufgeregte, nervöse Frauen zuweilen unzurechnungsfähig seien usw.

Hookes Worte glitten über meinen Kopf hin, als seien sie ungesprochen: „Ich wünsche eine letzte Unterredung mit Rachel van Grooten, und zwar noch heute!“ lautete meine Entgegnung.

Hookes glich einem Wachsbilde: „Ich verbiete Ihnen, mit Rachel zu reden!“

„Sie verbieten mir, mit Rachel zu reden?“

„Oder wenn Sie wollen . . . ich verbiete ihr, mit Ihnen zu reden!“

Ich sah ihn wie gelähmt an. Goldene Blitze kamen und gingen in seinen Augen, er glich jetzt einem Raubtier, das auf dem Sprunge steht. Auch nicht eine Muskel in seinem schönen Gesicht war verzerrt, nur die Mundwinkel zitterten ganz leise auf eine sonderbar grausame und zugleich wollüstige Weise. Kaum hörbar sagte er: „Rachel reißt noch heute ab!“

Ich erwiderte: „Meinetwegen kann sie reisen, wann sie will, — nach unserer Unterredung. Im übrigen

glaube ich, daß Sie das Gefühl Ihrer Macht überschätzen. Fräulein van Grooten gehört nicht zu denen, die sich von jemand zwingen lassen."

Hookes sah mich an, das Lächeln sprang in sein Gesicht hinein, wie eine flammende Liebkosung: „Ja, von einem! von demjenigen . . . den sie liebt."

Ich war halbwegs auf diese Antwort vorbereitet, doch empfand ich dabei einen sonderbar schnurrenden Ruck in meinem Herzen, so entgegnete ich denn kühl: „Mag sein, daß Fräulein van Grooten Sie liebt. Ihr Eigentum ist sie wohl noch nicht!"

Aber zwischen Hookes leicht getrennten Lippen quollen die Worte hervor, duftend von Sieg und süßen Erinnerungen: „Sie zwingen mich, es zu sagen, Temple: Rachel ist mein Eigentum! Verstehen wir einander nun? Und mit mir wird sie heute Abend fortreisen!"

In meinem Kopf war nur ein klarer Gedanke, ein Gedanke, der von allem andern unberührt blieb, der Gedanke, daß ich mit Rachel reden wollte.

Meine Augen berührten abermals Hookes. Mit schmerzlicher Behmut sog ich noch einmal das Bild dieser plastisch schönen Gestalt ein, deren Wesen, deren Nähe mir ein so unsagbares Behagen bereitete. Dann sagte ich:

„Ich verstehe Sie! Und ich füge hinzu, wenn Sie es wagen, der Unterredung, die ich wünsche oder vielmehr fordere, auch nur einen Strohalm in den Weg zu legen, so lasse ich Sie wie auch Rachel van Grooten als Mitwiffer und eventuelle Mitschuldige

an dem Morde von van Grooten verhaften . . . Haben Sie mich jetzt verstanden?"

Hookes ließ einen kurzen Augenblick die Augenlider herabgleiten, ein unheimliches Lächeln zurgelte in seiner Kehle, mit Mühe brachte er die Antwort hervor:

„Lieber Freund! Sie sollen Ihren Willen haben! Sie sollen eine Unterredung mit Rachel haben! . . . Aber wenn Sie mit ihr gesprochen haben, könnte es doch sein, daß Sie zu sich selbst sagten: Warum hat mich Hookes nicht an Händen und Füßen gebunden, warum schoß er mich nicht nieder, statt mir diese Unterhaltung zu gewähren! . . .“

Aber Worte hatten jetzt keine Macht über mich. Hookes reichte mir seine Hand, und zufällig fiel mein Blick auf seinen Daumen mit dem sonderbar breiten Nagel. Er sagte: „Temple, jetzt scheiden wir voneinander! Aber ehe ich von Ihnen gehe, möchte ich Ihnen danken! Ich bin auf meinem Lebenswege vielen Frauen begegnet, aber nur einem einzigen Mann. Sie sind der einzige Mann, für den ich Freundschaft empfunden habe . . . In wenigen Stunden ist die Freundschaft vernichtet. Der Zufall will es. Der Zufall und Ihr eigener, dummer Starrsinn . . . Leben Sie wohl, Temple, und seien Sie überzeugt, daß, wenn ich Ihnen das ersparen könnte, was Ihrer harrt, ich es tun würde . . .“

*

*

*

Als ich mich bei Rachel melden ließ, sagte mir der Diener, das gnädige Fräulein befinde sich nicht gut und sei deswegen zu Bett gegangen, erwarte mich aber trotzdem. Ob ich mich zu ihr hinauf bemühen wolle.

Ich ging in den Wintergarten hinaus und stieg zum erstenmal die kleine eiserne Wendeltreppe empor, die zu ihrem Zimmer führte. Die sonnengelben Vorhänge waren vor die Fenster gezogen. Ich klopfte an. Es war mir, als wenn da drinnen eine Stimme: „Herein!“ flüstere. Und dann trat ich ein.

So sah ich sie vor mir, so sehe ich sie jetzt immer vor mir, Tag und Nacht: klein, weiß und still zwischen den seidenen Decken des Lagers. Den Kopf schwer hintenübergelehnt, die bernsteinfarbenen Augen starrend und rastlos über die Felder der Decke wandernd, als seien sie bemüht, in verwirrem Weh eine viel zu feine Schrift zu entziffern, eine Schrift, von deren Deutung Tod und Leben abhing.

Rings umher im Zimmer war ein Wirrwarr von Koffern und Damentoiletten, -- offenbar waren die Reisevorbereitungen in vollem Gange. Als ich eintrat, verschwand eine Kammerjungfer im Nebenzimmer, und gleich darauf hörte ich sie durch eine andere Thür auf den Balkon hinausschlüpfen und sich nach unten begeben.

Rachel hielt etwas zwischen den Händen; als ich kam, barg sie es unter der Decke. Auf einem kleinen

Taburet neben dem Bett stand ein Schrein aus Ebenholz mit Elfenbeineinlagen. Der Schlüssel steckte im Schloß.

Mit einer bebenden und jammernden Stimme, als rühre sie von einem franken Kinde her, sagte Rachel: „Warum kamen Sie nicht früher? Warum sind Sie nicht früher gekommen?“

Ich trat dicht an das Bett heran. Mit einem Ruck saß sie aufrecht da und schlang die Arme in einem erdroffelnden Umfange um meinen Hals, während sie flüsterte: „Küsse mich, James! Küsse mich, James!“

Ich löste den Griff ihrer Arme, und als sie versuchte, ihren Blick in den meinen zu kleben, sah ich fest an ihr vorbei, nach der Wand hinüber. Da jammerte sie: „Warum sind Sie gekommen? Was wollen Sie von mir?“

Wie sie da im Bette dalag, wirkte sie so bemitleidenswert klein, so hilflos wie ein Wurm, daß ich kaum begreifen konnte, daß dies ein Mensch war, dessen Blick, dessen Klang der Stimme, dessen Lächeln einen jeden meiner Sinne geweckt, entzündet und verblendet hatte.

Hastig ergriff sie die eine meiner Hände, und ehe ich mich's versah, lag sie an ihrer nackten Brust. Noch eine Sekunde, und ich hatte vergessen, weswegen ich gekommen war. Aber zum zweitenmal riß ich mich los.

Jetzt endlich begriff Rachel, daß es Ernst war

Sie legte sich wieder zurück, und ihre lange, schwächliche Gestalt durchlief ein Beben. Einen Augenblick war es mir, als sei es ein Schlangenkörper, der sich unter den zitternden Zuckungen der Decke wand.

Still und tonlos sagte Rachel:

„Ich weiß es, Temple, Sie töten mich! Jetzt ist die Reihe zu sterben an mir . . .“ Sie faltete ihre Hände. „Aber ich bin bange, ich habe nicht den Mut . . .“

Ich konnte beim Anblick dieser Jammergestalt ein Lächeln nicht unterdrücken: „Sie wissen ja, Rachel,“ erwiderte ich, „daß ich Ihnen nie ein Leid zufügen könnte!“

„Nein! Nicht wahr?“ Sie suchte mich wieder an sich zu saugen. Die Ausstrahlungen, die von ihrem ganzen zitternden Körper ausgingen, beeinflussten mich, so daß auch ich zu zittern begann.

Ich sagte: „Rachel, mein Bruder hat sich erschossen, jetzt komme ich zu Ihnen, weil ich wissen will, hören Sie, weil ich wissen will, wie es zugegangen ist, daß er van Grootens Mörder wurde . . .“

Rachel sah mich mit einem ersterbenden Blick an:

„Ich . . . kann nicht . . .“

„Ja, Rachel, Sie können, denn Sie müssen!“

„Und dann hinterher . . . Sie werden mich hassen . . . Sie werden mich töten . . .“

„Nein, nein, das habe ich Ihnen ja gesagt.“

„Und Sie wollen es alles wissen? . . . Alles?“

„Ja!“

Rachel schwieg eine Weile, dann sagte sie, als wenn sie mit sich selber spräche: „Einstmals glaubte ich, daß ich stark sei! Ich glaubte es ganz fest, aber ich bin es nicht mehr. Um stark zu sein, muß man vergessen können, an was man nicht denken will. Ich kann nicht vergessen . . . Nur einer ist ganz stark, darum liebe ich ihn. Darum bin ich seine Sklavin. Darum reise ich fort mit ihm. Er will mich gesund machen; er will es alles von mir nehmen . . . Er will mich lehren zu vergessen . . . hören Sie?“

Ob ich hörte? Rachel war wie durch einen Zauber- schlag bei dem Gedanken an diesen Einen wieder sie selbst, wieder ganz Weib geworden. In einem ziemlich befehlenden Tone verlangte sie einen seidnen Schal, der über einem Stuhl hing. Sie hüllte sich da hinein und setzte sich, von den vielen Kissen gestützt, zurecht.

„James, ich will Ihnen sagen, wie es alles zu- gegangen ist. Ich bin gezwungen, es zu sagen . . . Ich kann es nicht lassen. Es schnürt mir die Kehle zu . . . Es kriecht in meinem Kopf herum. Es segelt mir durch die Adern . . . Ich muß frei sein, wissen Sie . . . Ich muß . . . leer sein. Ach, James, wenn Sie nicht zu mir gekommen wären, so wäre ich zu Ihnen gekommen. Ich war eines Abends bei Ihnen, im Nebel, aber Sie wollten mich nicht einlassen . . . und Sie wußten recht gut, daß ich es war . . . Ich konnte es fühlen, daß Sie da drinnen standen und

wußten, daß ich es war . . . Es ist so entsetzlich, James, denn seit jenem Abend . . . an dem das geschah, gehören wir beide zusammen. Ihre Wünsche sind in mir, meine Gedanken sind in Ihnen . . . Es ist mir, als könnten wir uns nicht trennen . . . und ich habe das zu . . . ihm gesagt. Er sagt, es ist Einbildung, Nervosität. Aber wir gehören jetzt zusammen, James, das tun wir! Und ich weiß sehr wohl, wie Sie gelitten haben . . . und Ihr Bruder . . . wenn man so zusammengehört, weiß man soviel voneinander . . . Ich weiß auch, wie Sie dasitzen und in den Spiegel sehen, in meinen alten Spiegel. Aber Sie sollen ihn zerschlagen, das ist das einzige, was zu tun ist. Und dann reise ich fort, und kein Mensch in der Welt weiß, wo ich verbleibe. Außer ihm, der mich mitnimmt, der mich wieder gesund macht. Und sollte er Gewalt anwenden, er wird mich wieder gesund machen . . . Ach, verstehen Sie denn nicht, daß ich ihn liebe? . . .“

Ich unterbrach sie: „Rachel, darüber wollten Sie nicht sprechen.“

„Ja, gerade, auch darüber. Sie wollen ja alles wissen, und wir müssen mit dem Anfang anfangen.“

„Mit dem Anfang, ja, aber dann fangen Sie nun auch damit an!“

„Werden Sie nicht ungeduldig, Temple. Es ist wie große, ungeheuer schwere Granitblöcke, die ich einen hohen, hohen Berg hinaufschleppen muß — aber

dazu gehört Zeit . . . Entsinnen Sie sich noch des Abends, an dem ich Ihnen mein Märchen erzählte? Denn das ist der Anfang.“

Ich entsann mich noch so genau des Tonfalles in einem jeden der Sätze, die an jenem Abend gesprochen wurden, und ich antwortete, daß ich den Schluß des Märchens nicht gehört habe, aber ich verstehe nicht, was das mit dem andern zu tun habe.

Rachel erwiderte: „Ja, Temple, Sie haben den Schluß gehört . . . Sie haben ihn nur wieder vergessen.“

„Ich schwöre . . .“

„Sie schwören falsch, aber das tut nichts zur Sache, es ist nicht Ihre Schuld, daß Sie es vergessen haben . . . Dann sagen Sie mir also, wie weit Sie sich erinnern.“

In Rachels Ausdruck lag etwas, das mich plötzlich mit Unbehagen, fast mit Ekel erfüllte, Wäre ich nicht von dem festen Willen beseelt gewesen, die Wahrheit zu erfahren, so würde ich sie verlassen haben. Jetzt antwortete ich mit einer Gleichgültigkeit, über die ich mich selber wundern mußte: „Sie ritten von den Königsgräbern heim, weiter weiß ich nichts.“

Rachels Züge erstarrten. Der Blick ihrer Augen war geblendet und erloschen. Ihre Stimme klang dumpf und beschwert. „Ja, ich ritt heim . . . Mahmud zwang mich in den Sattel. Er trieb den Esel mit einem Lederriemen an, den er sonst um den Leib trug . . . mich schlug er häufiger als das Tier . . .“

Und unterwegs fragte er mich, ob ich mich nicht über alles das freue, was er mich gelehrt habe . . . Wir kamen zu den singenden Bildsäulen auf dem freien Felde. Da wollte er mich wieder vom Esel herabreißen . . . Das Schicksal gab mir den Gedanken ein . . . Sehen Sie mich nicht an, James . . . Ich tat es . . . ich jagte ihm die Nadel ins Ohr hinein, meine Hand war schwer wie ein Hammer . . .

Im Fallen riß er mich mit sich. Ich hatte niemals einen Menschen sterben sehen . . . Die Sterne schienen in sein eines Auge, das sich schließen wollte . . . Der Esel kniete, er wartete auf seinen Herrn, er kannte seine Gewohnheiten . . . Aber damals war ich ruhig. Ich war in meinem Recht. Ich weiß, ich war in meinem Recht. Mit seinem eigenen Riemen und mit einer silbernen Kette, die ich immer trug, band ich ihn an den Esel. Meine Kräfte bestanden ihre Probe . . . hob ihn hinauf und band ihn an den Esel . . .

Kennen Sie den kalten Schweiß, den eiskalten Schweiß? . . . Er drang überall hervor, wo er mich berührt hatte . . . Auch bei dem Esel drang er hervor. Der konnte merken, daß es eine Leiche war . . . ah, wie er zitterte . . . er setzte in Sprüngen davon. Ich mußte laufen . . . über den Sand fliegen, um mitzukommen. Der Esel floh in die Berge hinein, wo alle Spuren verwehen . . . Ich grub ihn in den hohen Sand ein. Schaufelte Sand mit meinen Händen über ihn . . . Über seine offenen Augen . . . in

seinen Mund . . . Und der Mond stand da oben. Er sah aus wie ein Hackmesser . . . so blank . . . er spiegelte sich in seinen Augen . . .

Am Bergesabhang sammelte ich gelbe Steine, um den Sand zu beschweren, damit die Schakale ihn nicht herauswühlen sollten . . . In weiter Ferne sah ich die Fackeln, es sah aus, als spielten sie in der Luft. Ich wußte ja recht gut, daß sie nach mir suchten . . . Und dann ritt ich zurück. Unterwegs fühlte ich den kalten Schweiß des Esels durch meine Kleider . . .

Während der ersten Tage fürchtete ich, der Esel würde mich verraten, indem er den Weg zeigte nach der Stelle, an der Mahmud lag. Aber das Tier war stumm wie der Mond. Ich kaufte es und ließ es erschießen. Sie glaubten mir alle, als ich erzählte, daß Mahmud meine Uhr und meine Börse gestohlen habe . . . Nein, einer glaubte mir nicht . . .

Wir saßen oben bei den Pylonen am Karnaktempel wie auf einer Felsenklippe. Unter uns lag der heilige See. Die Sphinx krochen auf ihren Bäuchen in zwei großen, stummen Reihen . . . Von den Araberhütten stieg der Rauch wie blaue Säulen auf. Die Knaben bliesen auf ihren Rohrflöten . . . Ich dachte an Mahmud und sein eines offenes Auge, und mein Körper fühlte wieder alle seine Liebkosungen . . . alle seine Foltern . . . Van Grooten nahm meine Hände und hielt sie in das Mondlicht. Sie gefroren

wie zu Eis. In meinen Händen las er die Wahrheit, und als ich versuchte zu lächeln, um ihn zu betrügen, da sah er, daß die eine Seite meines Gesichts gelähmt war . . .“

Rachel streckte ihre dünnen Hände aus, die stengelfeinen Finger waren jetzt so kalt, wie sie vorhin gebrannt hatten. Aber ich ließ sie wieder los, ich fürchtete ihre Macht.

Rachel sandte mir einen ängstlichen Blick zu, doch war es, als sähe sie mich nicht. Sie fuhr fort, während es sonderbar in meinen Gedanken zu sieden und zu gären begann. Ich hatte ein Gefühl, als stünde ich auf der Schwelle zwischen Traum und Wirklichkeit. In weiter, weiter Ferne flimmerten Bilder an mir vorüber, wie Wolkengebilde am Horizont, aber ihr Flug war so schnell, daß ich sie nicht festhalten konnte. Ich wandte mich Rachel zu und lauschte wieder:

„Sieben Monate band mich das Land . . . Sieben Monate. Ach, James, auch das sollen Sie wissen, warum es sieben Monate waren . . . Ich zwang van Grooten, nach England zurückzukehren. Allein streifte ich umher . . . nie wieder habe ich seither auf einem Esel gefessen. Die hohen Kamele trugen mich gen Süden . . . nach Philae, zu den roten Abendstunden . . . nach den Katarakten und zurück . . . wieder und wieder um die Pyramiden herum, nach Theben . . . und über die Wüstenberge hinaus.“

Ich sah es Rachels Blick an, daß ihre Seele ab-

wesend war, daß sie im Lande der grausamen Erinnerungen weilte.

„Zwischen den jungen Palmen liegt ein gestürzter Steinkoloss, zu seinen Füßen steht ein Zelt . . . Dort wohnte ich eine Woche . . . bei einem jungen Araber . . . seinen Namen habe ich vergessen . . . seine Liebkosungen vergesse ich nie.

Das Land band mich wie eine Fessel. Mein Blut brannte wie Wüstensand um die Mittagsstunde. Beständig war Mahmud in meinen Gedanken. Ich konnte ihn nicht . . . konnte ihn nicht abstreifen wie ein Gewand . . . Dahinzukam auch noch, daß ich ihn ins Leben zurückwünschte . . . um seiner Liebkosungen, um seiner Foltern willen . . . Aber ich haßte ihn, vergessen Sie das nicht! . . . Ich hatte mich erkundigt und hatte gehört: sieben Monate, das war die Zeit, die Sonne und Sand gebrauchten, um ein Aas zu beseitigen . . . Darauf wartete ich.

In Kairo traf ich Hookes, sah ihn eines Tages von der Terrasse des Hotels herab. Er war mein Liebhaber . . . Ihm vertraute ich mich an in meiner Not. Er lächelte nur, als ich ihm von Mahmuds Tode erzählte. Das Lächeln machte ihn zum Herrn über mein Leben . . . aber ich wußte es damals nicht . . . jetzt ist es zu spät. Ich fürchte, es ist zu spät . . . Sie können wohl begreifen, daß das alles zusammengehört, es ist wie ein langer Weg, den ich zu gehen habe . . . und ich bin müde . . . Hookes hatte mir versprochen, mir

zu sagen, wann ich ruhig reisen könne . . . Am Tage vorher brachte er mir diese . . . er hatte sie selbst nach meiner Anweisung aus dem Sande gescharrt . . .“

Rachel holte unter der Decke die verdorrte Hand hervor, die ich schon einmal gesehen hatte, als van Grooten sie ihr hinschleuderte. Sie verbarg sie hastig wieder wie einen Schatz.

„Das ist Mahmuds rechte Hand. Ich wollte nicht reisen ohne sie . . . Nach zwei Jahren sollte Hookes mir folgen. Er war arm, ich würde reich sein. Ich hatte ihm nicht gesagt, daß van Grooten das mit Mahmud wußte, sonst . . . sonst hätte er mich nicht reisen lassen . . .“

Aber als ich nach England kam . . . noch an demselben Abend . . . fing van Grooten an, mich auszufragen . . . Und er zeigte mir alle die Bücher, die er gekauft hatte, um mein Verbrechen verstehen zu lernen. Aber er verstand es nicht, er verstand es trotzdem nicht, daß ich es hatte tun können, denn meine Hände waren so dünn und schwächlich . . .“

Zwei Jahre lang war ich allein mit ihm. Zwei Jahre lang sprachen wir jeden Tag über dasselbe . . . jeden Tag. Können Sie nicht begreifen, daß schließlich kein Fleck mehr war, wohin ich in Frieden treten konnte. Hier hatten wir über dies und dort über jenes gesprochen. Es sproßte auf wie ein Wald voller Giftpflanzen . . . Und van Grooten reizte mich, reizte mich, wie man ein Tier reizt, bis ich ihm die Einzel-

heiten erzählte, die Einzelheiten, die wie Geschwüre hinter meinen Augen saßen. Dann sähe er es vor sich, sagte er, dann verstünde er es besser . . .

Wenn wir davon sprachen, zogen die Nerven sein eines Auge, zu und sein Mund schürzte sich genau so wie Mahmuds. Ich fing an, ihn zu hassen. Ich wollte nicht seine Frau werden . . . aber sein Geld wollte ich haben . . . Schließlich ließ ich eine eiserne Stange hier vor der Tür befestigen, sonst konnte ich nicht schlafen . . . er schlich draußen herum . . .

Ich konnte es nicht mehr ertragen, mit ihm zusammen zu sein, und ich wagte nicht fortzugehen; wie ich ihn haßte! . . . Dann fing ich an, Männer in das Haus zu ziehen, keine Frauen . . . ich kann nicht atmen, wo viele Frauen zugegen sind. Und Frauen langweilen mich. Es machte mir Scherz, Männer zu unterjochen, und ich wußte, daß ich die Macht in meinen Augen hatte . . . jetzt nicht mehr, Temple, Sie brauchen nicht bange zu sein. Sie sollten nur wissen, wie müde meine Augen sind . . . Ach, ich kann mich sehnen, kann mich sehnen nach einer weichen, schwarzen Finsternis, die sich um meine Augen legen und nie wieder verschwinden würde. Aber selbst wenn ich meine Augen schließe, sehe ich das . . . das, was mich müde macht . . .

Ich hatte van Grooten Mahmuds Hand geschenkt . . . Weshalb, weiß ich nicht. Ich gab sie ihm. Das war meine große Dummheit. Seit der Zeit fühlte er sich

als mein Mitschuldiger. Er konnte nicht essen, wenn ich bei Tische saß . . . er wurde krank, aber die Hand wollte er mir nicht wiedergeben . . .“

Rachel hatte sich wieder zurückgelehnt, ich lag da und starrte unruhig zu der Decke empor. Ich fühlte, wie es sich näherte. Ein zärtliches Lächeln huschte über ihr Antlitz.

„Und dann kam Hookes . . . Wissen Sie, Temple, so sehr sehnte ich mich nach ihm, daß ich die erste Nacht, als er hier in der Stadt war, zu ihm ging, mit einem Tuch über dem Kopf wie ein armes Mädchen . . . Manches, manches Mal bin ich des Nachts zu ihm gegangen. Ich weiß nicht immer, ob er es ist, nach dem ich mich sehne, oder ob es seine Blöde ist. Bei ihm war ich demütig des Nachts . . . am Tage war ich hochmütig, auch ihm gegenüber. Lassen Sie mir Zeit, Temple, es kommt alles. Ich sehe es wie Bilder auf einer Wand. Ich werde nichts vergessen.“

Aber nun unterbrach ich sie: „Rachel, erzählen Sie mir das, was meinen Bruder betrifft, das andre geht mich nichts an.“

Sie fing plöblich an zu lachen mit einem gellenden, hysterischen Lachen, das sie wie einen Krampfanfall schüttelte: „Geht Sie nichts an! . . . wen denn sonst? . . . Sie nicht . . . Sie nicht?“

Dann griff sie sich mit beiden Händen an die Stirn:

„Zürnen Sie nicht, Temple, ich will ja . . . ich will ja . . . Ihr Bruder . . . Ihr Bruder. Er war mir nichts . . . nicht mehr als die andern Männer. Aber ich mußte ihn ja haben, ihn so wie die andern . . . verstehen Sie denn nicht, Temple . . . man wird so begehrt, genau so als seien es Juwelen . . . man will sie alle haben und besitzen . . . nur um das Recht zu haben, sie wegzzuwerfen und mit den Füßen zu zertreten . . . Wissen Sie, Temple, damals, als ich noch bei . . . dem Juden . . . im . . . im Schmutz in Amsterdam wohnte . . . da war es meine größte Wonne, wenn ich eine Kage mit einer Maus spielen sah . . . das verstand ich . . . das tat mir gut . . . Ihr Bruder, — was sollte ich mit ihm? . . . Es ist am besten, wenn Sie mich nicht ansehen . . . Van Grooten entdeckte eines Nachts, daß ich weg war. Er durfte nicht glauben, daß es Hookes war . . . nein, das durfte er nicht glauben. Ich sagte nicht, daß es Ihr Bruder sei, aber ich sorgte dafür, daß er es glaubte. Ich peinigte ihn, weil er mich peinigte . . .

Da fing er an, mir zu drohen . . . Sie wissen, es ist so leicht zu lügen, die Worte sind so weich . . . Ich versprach, seine Frau zu werden . . . einstmals, nicht sofort, einstmals . . . später . . . Ich will Ihnen sagen, Temple, ich hatte den Plan schon fertig in mir, er kam aus der tiefsten Tiefe heraufgesegelt wie ein kleines Boot auf einem ungeheuer langen Fluß. Und ich sah ihn kommen, aber ich war bange davor . . .

Sehen Sie, wenn ich nun zu Hookes gesagt hätte, daß ich den Plan hätte, so wäre es ihm vielleicht möglich gewesen, ihn mit seinem Blick wegzubrennen, aber ich trug mich allein damit herum. Bis mir der Gedanke kam, Simon Zumaisohn zu bitten, ihn zur Ausführung zu bringen. Er wollte nicht, er war feige . . . Da gab ich ihn eine kleine Weile auf . . . Aber Sie haben van Grooten selbst gesehen, Sie wissen, er war nicht der Mann, der innehält, bevor er am Ziel ist . . . Selbst wenn zwanzig Menschen zugegen waren und er mit dem einen und ich mit dem andern sprach . . . während der ganzen Zeit sprachen er und ich unausgesetzt über dasselbe . . . Schließlich sah ich in den Gesichtern aller Anwesenden Mahmuds eines offnes Auge . . .

Van Grooten setzte mir eine Frist. In drei Monaten sollte ich, sollte ich seine Frau sein . . . Sie werden sagen, ich hätte mit Hookes wegreisen können . . . nein, ich wollte das Geld haben, ich wollte reich sein, ich gönnte dem Mann seinen Besitz nicht . . . Da erbot ich mich, seine Geliebte zu werden . . . Um Zeit zu gewinnen, aber da merkte er, daß ich bange war. Das war ihm nicht genug. Seine Gattin sollte ich sein — er wollte sein Herrscherrecht über mich ausüben, mich bei sich einsperren, allen andern sein Haus verschließen . . . auch Hookes . . .“

Abermals hielt ich Rachels frankhaft rinnenden

Kedestrom an: „Erzählen Sie das, was meinen Bruder betrifft, ich habe keine Zeit zu warten.“

Rachel sah mich verwirrt an: „Seien Sie barmherzig, Temple!“ Sie streckte die Hände flehend nach mir aus, aber ich konnte sie nicht berühren.

„Dann beschloß ich . . . nein, ich beschloß es nicht, es war ja von dem beschloffen, was tief drinnen, hinter unserm Willen liegt, daß er sterben sollte, jetzt, bald . . . so bald wie möglich. Ich sagte zu Hookes, van Grooten sei verrückt, er solle ihm nur zu Munde reden, tun, als wenn er glaube, daß ich mich wirklich mit ihm verheiraten wolle . . . Jetzt kommen wir zu Ihrem Bruder . . . Ich machte einen tastenden Versuch. Mein Blick besaß Macht über ihn . . . aber seine Gedanken waren zu rein, seine Augen waren zu klar . . . Er begriff, daß ich ihn benutzen wollte . . . Er liebte mich, aber er verachtete mich . . .“

Rachel stemmte die Finger spitzer gegen die Stirn, als schmerze sie . . . „Wollen Sie noch mehr wissen? . . . Kann es mir nicht erspart werden?“

Aber ich senkte den Kopf und flüsterte: „Weiter, Rachel, weiter! . . .“

Rachel zeigte auf den Schrein aus Ebenholz, und ich begriff, daß ich ihn öffnen sollte. Ich tat, wie sie wünschte. Es war bis an den Rand mit Goldmünzen gefüllt. Mitten in meiner Qual war mir dieser Anblick eine Linderung, es war mir ein Beweis, daß Allan den Ermordeten nicht bestohlen hatte . . .

wenn nicht, wenn nicht Rachel dies Geld für ihn aufbewahrte . . . Rachel streckte ihre zarte Hand aus und bohrte sie in den Goldhaufen hinein, zog sie aber hastig wieder zurück, als habe sie sich verbrannt.

„Weiter, Rachel, weiter . . . Sie zwangen meinen Bruder . . .“

„Ihren Bruder . . . nein . . . nein . . . Ihr Bruder hat nicht . . .“

„Sie lügen, Rachel, Sie lügen!“

„Ich wußte, daß Sie das Mondlicht nicht vertragen konnten, wir hatten darüber gesprochen . . . aber wenn der Mond mir in die Augen schien, wurde mein Wille wie ein Dolch . . . Darum zog ich den Teppich vor dem Fenster zurück und sah Sie an . . .“

„Rachel, reden Sie nicht von mir, reden Sie von meinem Bruder!“

Sie schüttelte den Kopf, ich sah, wie das Haar anfing, ihr an den Schläfen festzukleben, wie große Schweißtropfen sich den Weg durch die Stirnhaut bahnten.

„Temple, ich muß von Ihnen reden, Sie wollen ja alles wissen . . . und nun kann ich nicht mehr innehalten . . . Ich trieb meinen Willen in den Ihren hinein, ohne Ihr Wissen, langsam, Tag für Tag . . . Sie tranken ihn wie ein Gift . . . Ich hatte das Fest für die Diensthofen angesetzt . . . in der Nacht sollte es geschehen. Ich hatte es zu Hookes gesagt . . . er war Ihr Freund, er . . . wollte es

verhindern . . . Er wollte . . . selbst . . . Aber ich liebte ihn. Es durfte kein Blut an seinen Händen kleben . . . Ich bat ihn, in jener Nacht bei mir zu bleiben . . . hinterher . . . ich hatte nicht den Mut, allein zu sein . . . Sagen Sie mir, Temple, entsinnen Sie sich dessen jetzt? Sagen Sie mir doch, daß Sie sich dessen entsinnen . . .“

„Weiter, weiter . . .“

Rachels Augen wanderten suchend unter der Decke hin, als quälten sie sich noch immer damit ab, eine viel zu feine Schrift da oben in der sich verdichtenden Dunkelheit zu lesen. Meine Gedanken erstarrten wie in Todeskälte. Rachel lachte leise, ein entsetzliches, wahnsinniges Lachen; sie klatschte in die Hände.

„Ich erzählte Ihnen mein Märchen . . . als der Mond in meine Augen hineinschien, zeigte ich Ihnen, wie ich mich an Mahmud gerächt hatte . . . Und Sie liebten mich, James . . . Sie waren der Sklave meines Willens . . . Sie gingen, aber Sie ließen die Tür hinter sich offenstehen . . . Ihr Bruder kam, um Abschied zu nehmen, ich konnte ihn nicht bewegen zu gehen . . . Sie kamen wieder . . . wie jemand, der nachtwandelt . . . Sie nahmen die Nadel von der Pflanze weg, neben die ich sie in die Erde gebohrt hatte . . . mein Wille trieb Sie . . . trieb Sie . . . entsinnen Sie sich jetzt . . . Hookes ging hinter Ihnen her . . . er sprach mit Ihnen . . . Sie

schoben ihn weg . . . Sie gingen hinab zu van Grooten . . .“

Rachel war in Ohnmacht gefallen. Ich saß regungslos in dem dämmerigen Zimmer, darauf wartend, daß sie aus ihrem Schlummer erwachen würde. Sie strich sich verwirrt über die Augen, ihr Blick war gebrochen wie der eines Sterbenden. Sie wiederholte meine Worte: „Weiter, Rachel, weiter . . . aber da ist nicht mehr . . . da ist nicht mehr . . .“ Ich warf mich über sie. Es war meine Absicht, sie zu töten . . . meine Hände tasteten nach ihrer Kehle . . . meine Lippen suchten ihren Mund. Es gab jetzt nur eins, den Tod, den Tod für uns beide . . .

Meine Kräfte waren erschöpft, ich versank in einen Zustand von Schlaf, von Ohnmacht, von Bewußtlosigkeit, und als ich wieder erwachte, war ich allein in dem dunklen Zimmer. Ich erhob mich, stieß in der Finsternis gegen etwas, das mit einem klirrenden Laut niederfiel und über den Fußboden ergoß sich die goldene Flut aus dem Ebenholzschrein. Ich schwankte hinaus, der betäubende Duft aus dem Wintergarten war nahe daran, mich zu ersticken, aber ich gelangte hinab.

Der Diener sah mich erstaunt an: Vor einer halben Stunde sei Fräulein van Grooten nach dem Bahnhof gefahren, Herr Hookes habe sie abgeholt . . .

Ich habe sie nie wieder gesehen . . . Aber während der drei Jahre die ich als Irre zwischen Irnsinigen eingesperrt saß, erwartete ich jede Stunde, sie bei mir eintreten zu sehen. Ihre eigenen Worte hatten ja gelautet: „Wir beide gehören zusammen!“ Und diese Worte waren das einzige, was mir immerdar vor den Ohren klang.

Erst später, als sich meine Gedanken wieder aufrichteten, wie welke Blumen nach dem Regen, erst da, und auch dann nur langsam, begriff ich das Opfer meines Bruders, verstand es und . . . verstand das Schweigen meines Bruders.

Und jetzt sitze ich hier in der Gegend meiner Kindheit und starre hinaus über das weite, schöne Thal und habe nur den einen Wunsch: daß dieser Tag der letzte sein möge, und daß ich, ehe die Nacht hereinbricht, bei meinem Bruder sein möge, um seine Verzeihung zu erflehen.



Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H.
Berlin W. 30, Münchenerstr. 8.

Von

Karin Michaëlis

sind ferner in unserem Verlage erschienen:

Betty Rosa.

Erzählung. Deutsch von Mathilde Mann. Geheftet
M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Die schöne Literatur, Leipzig: „In seltsam faszinierender Weise erzählt Karin Michaëlis in ihrem Roman von dem Geschick eines Dirnenkindes. Der Kampf der Sehnsucht nach Reinheit gegen die dunklen Mächte der von der Mutter her bestimmten Sinne ist mit ungewöhnlicher Kraft aufgebaut und bis zum befreienden Siege durchgeführt.“

Däumelinchen.

Erzählung. Deutsch von Mathilde Mann. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Leipziger Illustrierte Zeitung: „Man kann sich nicht entschließen, das Buch fortzulegen, bis man auch das letzte Blatt umgewendet hat. Das macht, die Dichterin weiß zu fesseln und selbst das Unwahrscheinlichste mit solcher liebenswürdigen Sicherheit zu erzählen, daß man ihr mit Vergnügen folgt.“

Der Bund, Bern: Karin Michaëlis hat uns großen Kindern ein durch und durch liebenswürdiges Buch geschenkt; das sonnigste Buch ihrer Muse!

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H.
Berlin W. 30, Münchenerstr. 8.

Ein Werk von bleibendem Werte:

Eduard Engel:

Goethe

Der Mann und das Werk

Ein Prachtband mit einer Titelgravüre, 32 Bildnissen, 8 Abbildungen und 12 Handschriften. 6. Auflage, 641 Seiten, Lex. 8°. Gehftet M. 8.50, in Leinen gebunden M. 10.—, Halbfranz gebunden M. 12.—.

Der Reichsanzeiger, Berlin: „Ein neues Buch in der fast unübersichtbaren Goetheliteratur, aber eines der wenigen, die man nicht missen möchte. Engels' „Goethe“ ist ein auf so tüchtigen Grundlagen, mit einem so tiefen Verständnis ausgeführtes, ehrliches Werk, daß es unter der Goetheliteratur einen Ehrenplatz beanspruchen darf. Möge keiner an diesem wertvollen Buch vorübergehen.“

Schulanzeiger für Niederbayern: „Engels' Werk wird wie Gewitter und Sonne zugleich wirken. Wie ein Gewitter: denn endlich hat ein Biograph den Mut, uns den Menschen Goethe zu zeigen, nicht irgend einen Gott oder Götzen. — Man genießt beim Lesen ein höherpotenziertes Dasein, begeistert sich für eine tatenreiche Lebensbejahung. — Das Feinste, Zarteste, Verständnissvollste hat Engel in dem Kapitel geleistet: Goethe der Dyrker.“

Ein Quellenwerk von einziger Bedeutung:

Detlev von Liliencrons Briefe an Hermann Friedrichs

Einzige vollständige Ausgabe. Erläuterungen von Hermann Friedrichs. Gehftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Liliencrons geniale, wundervoll subjektive Persönlichkeit offenbart sich in seinen Briefen in all ihrem Schmelz und ihrer kindlichen Nativität. Wir erleben Höhenwege mit ihm, wir lernen die Entstehungsgeschichte seiner blühenden Kleinode kennen, die durch die Jahrhunderte leuchten werden, und wir kämpfen seinen heldischen Kampf gegen die Pfennigsorgen, gegen die Widerwärtigkeiten des grauesten Alltagsleben mit. Seit Hebbels Tagebüchern ist in deutscher Sprache wohl kein Werk erschienen, das die tiefsten Gründe eines Genies in so erhebender und wiederum so grauenvoller Art zeigte wie dieses Buch.

Druck von G. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhatnichen.



